

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 74 (2024)

Heft: 3

Buchbesprechung: Rezensionen = Recensions = Recensioni

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen / Recensions / Recensioni

Jan B. Meister, Seraina Ruprecht (Hg.), *Weiblichkeit – Macht – Männlichkeit. Perspektiven für eine Geschlechtergeschichte der Antike*, Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2023 (Geschichte und Geschlechter, Bd. 79), 359 Seiten, 12 Abbildungen.

Mit *Weiblichkeit – Macht – Männlichkeit. Perspektiven für eine Geschlechtergeschichte der Antike* legen Jan B. Meister und Seraina Ruprecht einen Sammelband vor, der auf eine gleichnamige Tagung im Herbst 2021 zurückgeht. Der nach dem Open-Access-Prinzip publizierte Band ist Teil der renommierten Reihe *Geschichte und Geschlechter* und knüpft an eine knapp fünfzigjährige Forschungsrichtung innerhalb der Altertumswissenschaften an.¹

Die Einleitung der Herausgeber:innen (S. 9–39) ist daher auch Rück- und Ausblick zugleich: Knapp, jedoch scharfsinnig, werden Vorgängerwerke und Forschungstraditionen zusammengefasst, wobei besonders Joan W. Scotts, Michel Foucaults, Raewyn W. Connells und Judith Butlers Einfluss auf die *Gender Studies* hervorgehoben und kritisch untersucht wird.² Deren Wirkung macht sich auch in den folgenden Beiträgen bemerkbar, die sich allesamt mit dem griechisch-römischen Raum zwischen Klassik und Spätantike sowie deren Rezeption befassen. Der fehlende Einbezug antiker Kulturen im angrenzenden Mittelmeerraum wird selbst bemerkt (S. 25). Diese Abwesenheit ist bedauerlich, insbesondere da im einleitenden Zitat auf die mit den anatolisch-mesopotamischen Kulturen verknüpften Stereotypisierungen einer als «verweiblichten» angesehenen Lebensführung (S. 9) hingewiesen wird.

Der anschliessende Beitrag Adrian Stählis behandelt die Korrelation der *Gender Studies* und der Altertumswissenschaften (S. 43–78). Den Einfluss der *Gender Studies* auf die Antikenforschung macht er insbesondere an den durch Michel Foucault angetriebenen Forschungen zu Körper und Sexualität fest. Dabei stellt Stähli ein zunehmendes Desinteresse an der Auseinandersetzung mit den historischen und archäologischen Quellen fest, das er als «neue hermeneutische Bequemlichkeit» kritisiert. Anhand des Antikensammlers Edward Perry Warren zeigt er im Gegenzug auf, wie die Altertumswissenschaften die *Gender Studies* beeinflusst haben. Jan B. Meister geht ebenfalls von Michel Foucault aus (S. 80–102). In seinem Beitrag steht die Rezeption der archaischen Lyrikerin Sappho zu Ende des 19. Jahrhunderts im Zentrum, die sowohl eine legitimierende als auch eine delegitimierende Wirkung für sexuelle Identitäten haben konnte, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprachen. Er hebt dadurch – wie Stähli zuvor – die besondere Autorität der Antike auf die Gegenwart hervor, die jedoch in den letzten Jahrzehnten vermehrt abgenommen habe. Beate Wagner-Hasel geht in ihrem Beitrag dem oft auf die Antike zurückgeföhrten Konzept «Patriarchat» nach (S. 103–138). Sie behandelt insbesondere in der Populärliteratur erfolgreiche Werke und hinterfragt die angebliche weibliche Unterdrückung und Machtlosigkeit sowie das damit verbundene Opfernarrativ.³ Die Aus-

1 <https://doi.org/10.12907/978-3-593-45262-3>.

2 Joan W. Scott, Gender. A Useful Category of Historical Analysis?, in: The American Historical Review 91/5 (1986), S. 1053–1075; Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit, Bd. 2, Der Gebrauch der Lüste, Frankfurt a. M. 1989; Raewyn W. Connell, Masculinities, Cambridge 1995; Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt a. M. 1997.

3 Carel van Schaik, Kai Michel, Die Wahrheit über Eva. Die Erfindung der Ungleichheit zwischen Frauen und Männern, Hamburg 2020; Mary Beard, Frauen & Macht, Frankfurt a. M. 2018; Jack Holland, Die Geschichte der Misogynie, Frankfurt a. M. 2001.

blendung weiblicher *agency* sieht sie als Problematik, die bis in die Gegenwart wirke. Die folgenden Fallstudien – in die zwei Teile *Weiblichkeit* und *Männlichkeit* gegliedert – beweisen dann auch, auf den vier einleitenden Beiträgen aufbauend, das Gegenteil.

Ann-Cathrin Harders vergleicht in ihrem Beitrag die Herrschaften und Handlungsmöglichkeiten der Argeadin Adea-Eurydike und der Römerin Fulvia (S. 141–171). Die Ausnahmesituationen nach dem Tod Alexanders und Caesars ermöglichten es den beiden Frauen, durch ihre Ehen mit Philipp III. Arrhidaios und Marcus Antonius begünstigt, in ein politisch-militärisches Machtvakuum zu treten. Der Vergleich zeigt zudem gewinnbringend auf, dass die Position einer hellenistischen *basilissa* – das ist der Begriff, den Harders hier vorschlägt – nur bedingt mit der einer römischen Triumvirin und im weiteren Sinne auch einer *Augusta* vergleichbar ist. Das augusteische Rom, das zwischen *domus* und *res publica* liegende Handlungsfeld und die darin mögliche weibliche Partizipation sind Thema von Steffi Grundmanns Beitrag (S. 173–200). Anhand des Mythos um Lucretia und der *Laudatio Turiae* analysiert sie die in den Quellen propagierten Erwartungshaltungen an eine römische Frau der Oberschicht. Aufmerksam verweist sie dabei auf die erst in der Neuzeit geschaffene «binär gedachte und vergeschlechtlichte Opposition» (S. 190) zwischen privat und öffentlich, welche nicht die antiken Realitäten widerspiegelt. Alexander Thies untersucht in seinem Beitrag das Vertrauen, das in der römischen Kaiserzeit und Spätantike in Ehefrauen gesetzt wurde (S. 201–223). Anhand der Kaiserfrauen veranschaulicht er zwei Arten des Vertrauens: das des Kaisers in seine Frau sowie das stetig zunehmende der Bittsteller:innen in ihre Protektorin. Damit zeigt er einen sich wandelnden Handlungsräum und eine stärkere öffentliche Präsenz der *Augusta* im Kaiserhaus auf.

Männlichkeitsdiskurse in Sophokles' *Aias* sind Gegenstand von Seraina Ruprechts Untersuchung (S. 228–254). Anhand der Tragödie legt sie im 5. Jahrhundert verändernde Vorstellungen und Ansprüche an den homerische *Heros* und gleichzeitig an attische Bürger dar, die sie auf deren wachsende politische Beteiligung zurückführt. Kordula Schnegg geht in ihrem Beitrag den Cornelii Scipiones, ihnen zugeschriebenen und von ihnen performativ dargestellten Männlichkeiten nach (S. 255–277). Die Erwartungen an die römische männliche Oberschicht untersucht sie gekonnt über das Handlungsfeld Krieg und den dort konstruierten Formen von Männlichkeit. Um eine ebenso performativ Männlichkeit dreht sich Christopher Degelmanns Beitrag: die politische Ausschlachtung des Anlegens der *toga virilis* unter der julisch-claudischen Dynastie (S. 279–303). Der symbolische Übergang vom Knaben zum Mann mit seinen sozialen, politisch-religiösen, militärischen sowie sexuellen Komponenten konnte im Kaiserhaus beschleunigt oder verzögert werden, um potentielle Nachfolger zu fördern oder zu verhindern. Das Toga-fest, so Degelmanns These, verdeutlicht somit diverse Aspekte konstruierter Männlichkeiten. Eine andere Richtung schlägt Bernadette Deschmares mit ihrer Untersuchung ein: Anhand des Hofeunuchen Eutrop geht sie der Frage nach, welche Handlungsspielräume sich für Eunuchen in der Spätantike eröffnen konnten (S. 305–323). In Claudians Invektive *In Eutropium* dezidiert als «unmännlich» dargestellt, erreichte er dennoch eine Machtstellung, die ihm durch sein Eunuchentum und der damit verbundenen Nähe zum Kaiser erst ermöglicht wurde. Die dargestellte Unmännlichkeit Eutrops verdeutlicht und erweitert somit die Konzeptionen von Männlichkeit und Weiblichkeit, welche die vorhergehenden Beiträge bereits hervorgehoben hatten.

Der insgesamt sehr gelungene Sammelband schliesst mit einer Bilanz von Thomas Späth, der die Beiträge in die Geschlechtergeschichte der Antike einordnet und unterein-

ander verbindet (S. 327–336). Die von ihm hervorgehobene, in den einzelnen Beiträgen durchwegs ersichtliche «Bereitschaft, immer wieder einen Schritt von unserer Vertiefung in die Untersuchungskorpora zurückzutreten und uns zu fragen, was wir tun, wenn wir zu Geschlecht in der Antike arbeiten» (S. 335) soll auch für zukünftige Forschung, die gerne auf diesem Band aufbauen soll, im Fokus stehen.

Cinzia Tuena, Adliswil

Rebecca Schmalholz, Verdichtete Botschaften. Wie Gelehrte um Karl den Grossen in Gedichten kommunizierten, Wien: Böhlau, 2022 (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 13), 403 Seiten, 9 Abbildungen.

Gedichte gelten gemeinhin als literarische Texte, die aus diesem Grund zwar oft Gegenstand der Literaturwissenschaften, eher selten aber der Geschichtsschreibung sind. Die hier zu besprechende Arbeit stellt insofern eine willkommene Ausnahme dar: Sie analysiert Gedichte aus dem Umkreis Karls des Grossen, versteht diese aber weniger als künstlerische Ergebnisse der sogenannten karolingischen Renaissance, denn – wie der Untertitel andeutet – als Zeugnis für eine spezifische Art von gelehrter Kommunikation und damit von höfischer Sozialisierung. Vielversprechend an der vorliegenden Arbeit, die als Dissertation an der Universität Zürich entstanden ist und für die Publikation überarbeitet wurde, ist vor allem der auf Johan Huizinga zurückgehende Vorschlag, die mittels der Gedichte geschaffene kommunikative Situation um den König als Spiel zu begreifen.

Methodisch betrachtet, arbeitet die Autorin mit einer Reihe von Fallstudien (S. 51–290). Die dabei «analysierten Gedichte sind als beispielhafte Auswahl zu verstehen» (S. 17), die keiner klaren Systematik unterliegt, sondern lediglich einen eindeutigen Bezug zu Karl dem Grossen verlangt. Die einzelnen Fallstudien bieten sodann detaillierte Analysen der Texte: Zur präzisen Rekonstruktion des Entstehungskontexts wird zunächst jeweils nach der Datierung, der Überlieferung sowie den Adressaten bzw. der intendierten Rezeption der Gedichte gefragt (die Autoren – alles Männer – werden in der Einleitung vorgestellt). Darauf folgt stets eine sorgfältige Kommentierung des Gedichts, in der insbesondere intertextuelle Bezüge und Verweise auf die höfisch-gelehrte Gesellschaft im stetigen Dialog mit der aktuellen Forschungsliteratur diskutiert werden, um die Gedichte abschliessend aus kommunikativer Perspektive zu beurteilen. Dabei werden vorwiegend deutsch- und englischsprachige Studien zu den karolingischen Gedichten berücksichtigt, während anderssprachige sowie im weiteren Sinne kontextualisierende Studien nur marginal hinzugezogen werden. Besonders positiv hervorzuheben ist an dieser Stelle hingegen, dass die Autorin sämtliche Gedichte in ihrer vollen Länge zitiert und ins Deutsche übersetzt. Aufgrund der gelungenen Übersetzungen ist das erklärte Ziel der Arbeit, «Gedichte als historische Quellen nahbarer zu machen und [...] auch zugänglicher» (S. 13), für die untersuchte Gesellschaft klar erreicht.

In einer abschliessenden Synthese trägt die Autorin die in den Fallstudien gewonnenen Erkenntnisse zusammen. Dazu orientiert sie sich begrifflich an der Quellsprache: «Bei der Suche nach einer treffenden Begrifflichkeit können wir die Dichter selbst beim Wort nehmen und die dichterische Praxis um Karl den Grossen als Spiel bezeichnen.» (S. 293). Um mit dem Begriff des Spiels «nicht in die Beliebigkeit abzurutschen» (S. 21), wurde er bereits einleitend unter Berücksichtigung der Überlegungen Huizingas zum *homo ludens* geschärft (S. 19–24). Im Unterschied zu Huizinga fasst Schmalholz das Spiel jedoch nicht als zweckfrei auf, sondern sieht darin eine andauernde, interaktive und teils kompetitive Tätigkeit, die auch eine bedeutsame «extraludische Wirkung» (S. 295) ent-

faltet. Im karolingischen Dichterspiel habe letztere vor allem darin bestanden, über Briefgedichte trotz grossen Distanzen zwischen den Teilnehmenden des Spiels Zugang zum König und dem Hof zu suchen und zu bewahren (S. 295). Um diese Funktion zu erfüllen und auch den nicht zu vernachlässigenden künstlerischen und unterhaltenden Dimensionen (S. 296–298) gerecht zu werden, sei ein gemeinsames Wissen als Bezugsrahmen unerlässlich gewesen (S. 298–305). Vor diesem Hintergrund seien die vielfältigen und detaillierten Verweise auf antike Texte sowie zeitgenössische Personen am Hof zu verstehen. Selbst gelegentlich vorkommende Ironie sei «als Spielzug gegen, mit und für [die] Mitspieler» (S. 312) zu verstehen. Schliesslich wird auch die Rolle des Königs im Dichterspiel näher betrachtet (S. 317–330). Dieser werde als Inspiration, Schiedsrichter und Schutzherr für das Dichterspiel inszeniert und im Gegenzug darin mit Panegyrik gewürdigt, die in ihrer doppelten Funktion «den König rühmen und ihn in seiner Rolle als *rex doctus* zeigen – und gleichzeitig ihn dazu auffordern [soll], diesem Bild zu entsprechen» (S. 324).

Diese Interpretationen sind insgesamt überzeugend und eröffnen einen vielversprechenden historiographischen Zugang zu gedichteten Quellen. Nichtsdestotrotz kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, dass Einiges etwas repetitiv ist. Dies betrifft einerseits die Präsentation der Interpretationen, andererseits und noch auffallender auch die Quellen und ihre Übersetzungen. Letztere werden nämlich ganze drei Mal abgedruckt: Zunächst zu Beginn jeder Fallstudie, sodann jeweils fragmentiert im Kommentarteil und schliesslich nochmals gesammelt als Anhang zur Studie. Gewichtiger als diese den Lesefluss kaum störenden Repetitionen und einige vernachlässigbare Mängel in der Redaktion sind jedoch die Fehler, die sich bei den Abbildungen eingeschlichen haben. Die Behandlung der Figurengedichte, bei denen auch die visuelle Ebene bedeutungstragend ist, wurde zu Recht reichhaltig illustriert – nur stimmen leider gleich zweimal (S. 144 und S. 152) die Bilder nicht mit der Beschriftung und dem behandelten Gedicht überein. Das Anfertigen eines Abbildungsverzeichnisses hätte vielleicht geholfen, diese Fehler rechtzeitig zu bemerken. Stattdessen verfügt das Buch über drei hilfreiche Register zu Textstellen, zu Namen von Personen und Figuren sowie zu Orten.

Es ist zu hoffen, dass die besprochene Arbeit weitere Studien zu mittelalterlichen Gedichten aus sozialhistorischer Perspektive zu inspirieren vermag. Insbesondere dank den Übersetzungen und der anregenden Begrifflichkeit wird Schmalholz' Arbeit jeden künftigen Einstieg in die Materie erleichtern.

Alexander Winkler, Köln

Isabelle Schürch, *Bischöfliche Botschaften. Missiven als Medien der spätmittelalterlichen Herrschaft (Biel 14.–16. Jahrhundert)*, Konstanz: UVK 2022, 306 Seiten.

Isabelle Schürch setzt sich in ihrer Zürcher Dissertation intensiv mit der Textsorte der Missiven auseinander, die in Archiven teils als «unnütze Papiere» (S. 11) katalogisiert sind, jedoch einen Fundus an Alltageinblicken und aufgearbeitet eine Grundlage für differenzierte Forschungsfragen bieten. Gegenstand der Arbeit ist die Briefkorrespondenz des Basler Bischofs und der Stadt Biel der Jahre 1380 bis 1527. Die Autorin versucht, diese Missiven ganzheitlich als Medienensemble zu fassen und darin Formen der spätmittelalterlichen Herrschaftspraxis sichtbar zu machen.

Der einleitende Teil der Untersuchung, der sich mit der Missive als Schriftstück auseinandersetzt, bietet eine sehr detailliert aufgearbeitete Textsortenbeschreibung und -einordnung. Als Zugang zum Gebrauchsverständnis der Missiven bedient sich Schürch der

Eigenbezeichnung «Missive» in der Zeit zwischen Ende des 14. Jahrhunderts und dem frühen 16. Jahrhundert. Sie differenziert die drei Begriffe *brief* (Objekt), *schrift* (textueller Inhalt) und *scriben* (Kontinuität, Schreiben davor oder danach). Sie folgt damit der allgemeinen Forschung, wonach die mittelalterliche Eigenbezeichnung als Verweislogik fungierte.

Daraufhin weitet sich der Blick auf die Verschränkung von Schriftlichkeit und Amt. Der Fokus liegt hier auf der Adressierungsstruktur der Missiven sowie auf der Bieler Administrationskultur. Schürch erfasst und diskutiert die entsprechenden Ämter sowie Gremien als Briefsteller wie auch Adressaten. Sie wirft die Frage auf, wie sich das Amtsverständnis der Akteursgruppen im Laufe der Umstellung auf «schriftlich vermittelte Kommunikation unter Abwesenden» (S. 131) veränderte. Als eines der zentralen Argumente zur Beantwortung dieser Frage nennt Schürch die Konstitution sozialer Ordnung durch Darstellungsformen und Repräsentationsmuster. Die Akteure Meier und Rat seien in ihrem Amt nicht mehr nur als übergeordnete Instanzen mit «jährlichem Schwur und kontinuierlichen Tätigkeiten» (S. 190) zu definieren, sondern hätten mit dem entstehenden Schriftgut eine abstrakte Bezugsgröße geschaffen, die Kontrolle gestattete. Das Verhältnis zwischen Herrschaftsausübung und der medialen Form ihrer Vermittlung zeigt sich laut Schürch unter anderem in der konstanten Adressatenausrichtung der Missivenkorrespondenz, die als Konsens mit unterschiedlichen semantischen Registern funktionierte und im Idealfall gemeinsame Bezugspunkte bot. Bei Konflikten wurden hingegen kleine Ungereimtheiten im Text gezielt genutzt, um Handlungsspielräume auszuloten. Die Rahmenbedingungen der herrschaftlichen Kommunikation seien ferner eher an abstrakten Leitnormen und allgemeinen Rechtsvorstellungen als an konkreten Handlungsanweisungen abzulesen.

Diese theoretischen Zugänge unterfüttert Schürch mit zusätzlichem Quellenmaterial und anschaulichen Beispielen. So wird beispielsweise die konstante Schnittstelle zwischen Biel und dem Bischofshof anhand des Meiers Reinhard von Malleray (1390–1405) als auch den zugehörigen Einträgen in Eid- und Stadtbüchern sowie Ratsprotokollen illustriert.

Ausgearbeitet wird die Untersuchung mit der Einbettung der Missive als Werkzeug im erweiterten Kommunikationsumfeld. Den Fokus legt Schürch dabei vor allem auf das Konzept der «Botschaft», zusammengesetzt aus dem Boten, dem Brief als materielles Objekt und dem textuellen Inhalt. Sie streicht heraus, dass gerade auch der serielle Charakter der Missiven die Herrschaft als soziales System förderte, da auf Missiven in irgendeiner Form immer geantwortet werden musste, zumal der Bote die Erwartbarkeit der Antwort erhöhte.

Im 15. Jahrhundert sei dann zunehmend von den Landesherren auf Delegation und somit auf Botschaften gesetzt worden, denn zur «Botschaftübermittlung und -vermittlung leisteten Missiven einen konstitutiven Beitrag, indem sie das jeweilige Kommunikations- und Interaktionssetting vorbereiteten und nachhaltig mitstrukturierten» (S. 258). So könne bei Konfliktlösung und Entscheidungsfindung trotz der Abwesenheit der Herrscherpräsenz von einer «Anwesenheitsgesellschaft» gesprochen werden. Herausgehoben hat Schürch hierfür das Beispiel des Empfehlungsschreibens, das den Brief mit dem Überbringer als *zoiger diss briefs* in ein direktes Verhältnis setze und Legitimation und Glaubwürdigkeit herstellte, indem ein Rahmen von «Gehörfinden» geschaffen wurde. Den landesherrlichen Subjekten eröffnete sich die Möglichkeit, kommunikativ an Entscheidungsprozessen teilzunehmen.

Die Missivenkorrespondenz formte sich vor allem auch um die Tagsatzungen als deren Koordinations- und Strukturierungsmedium. Die Missiven evozierten somit regelrecht eine Anschlusskommunikation.

Mit ihrer Studie ist Schürch eine äusserst reflektierte Untersuchung zum Wandel des Verhältnisses von Präsenz und Absenz in der Herrschaftspraxis in der spätmittelalterlichen Missivenkorrespondenz des Basler Bischofs mit der Stadt Biel gelungen. Anhand der zusätzlichen Auseinandersetzung mit Kanzleiakten (Eidbücher, Ratsprotokolle und Stadtbücher) wurden Rückschlüsse auf den städtischen Legitimationshorizont und die Amtspraktiken nachvollziehbar. Zudem wird der Rat als Kollektivakteur und der Meier als lokaler Repräsentant des Bischofs herausgearbeitet. Schürch zeigt mit ihrer Dissertation, dass die Flexibilität der Missiven eine immer verfügbare Adressierbarkeit gewährleistete, die an der Herrschaft beteiligte Akteure integrierte und strukturierend auf die Herrschaftsausübung wirkte.

Alina Mächler, Zürich

Jean Wirth, *La sorcellerie et sa répression en Europe*, Genève: Droz, 2023, 184 pages.

L'ouvrage de Jean Wirth réinterroge les explications causales d'un double phénomène majeur de l'histoire européenne: la sorcellerie et sa répression. La méthode alliant histoire intellectuelle, philologie et longue durée fait l'originalité de cette recherche. Dense et précise, elle bat en brèche plusieurs préjugés et raccourcis historiographiques, dont la réduction des facteurs causaux du phénomène étudié à la notion confuse de «croyance» (p. 7). Ce faisant, l'auteur déplace la focale historiographique dominante en se concentrant davantage sur les idées et pratiques que sur les représentations sous-tendant la sorcellerie et la chasse aux sorcières. L'intérêt principal de cette lecture réside dans sa problématisation de la diachronie. En prenant la longue durée comme échelle d'analyse, Jean Wirth met en perspective son objet de façon approfondie et l'aborde sous un nouvel angle.

Partir de l'Antiquité permet, comme le remarque l'auteur, de circonscrire la matrice conceptuelle et contextuelle des enjeux étudiés. Il met en évidences trois invariants concernant l'histoire européenne de la sorcellerie: 1. La différence de nature et de statut juridique entre la magie et la sorcellerie; tantôt bénéfique, tantôt maléfique, la première est généralement tolérée par les autorités judiciaires; la seconde est intrinsèquement négative et continuellement criminalisée (p. 15). 2. La dimension genrée de cet illégalisme attribué majoritairement à des femmes selon un «biais misogyne» (p. 37). 3. la typicité d'une affaire de sorcellerie, laquelle fait toujours intervenir trois protagonistes: la personne accusée de sorcellerie (la plupart du temps une vieille femme isolée socialement), la personne prétendant en être victime (homme ou femme) et le «devin guérisseur» ayant participé à la révélation des ensorcellements frappant la prétendue victime (p. 57).

La période médiévale, dont Jean Wirth reste l'un des meilleurs historiens d'art, forme le pivot argumentatif du livre. S'origine en elle la transition du rapport des société européenne à la sorcellerie. Formulée dans le canon *Episcopi* qui la qualifie de superstition (*incredulitas*, p. 40), l'interdiction de la croyance aux «chevauchées nocturnes» (p. 45) dénote selon Jean Wirth le scepticisme voire l'incrédulité des médiévaux quant à la réalité factuelle de la sorcellerie. Sabbat, vol nocturne, thérianthropie restent envisagés pendant l'essentiel de la période comme des résidus du paganisme, des fictions infondées ne visant qu'à démontrer «l'impuissance des sorciers» (p. 29) face aux volontés divines, comme par exemple dans les *Tempestaires* d'Agobard (p. 26). Ainsi, Haut Moyen-Âge et Moyen-

Âge central se caractérisent par un traitement littéraire (p. 46) de la sorcellerie alors que seul le Moyen-Âge tardif inaugure son traitement judiciaire et répressif. Le tournant s'opère avec l'apparition des hérésies cathares mais surtout vaudoises, qui coïncident avec le déclenchement des grandes chasses aux sorcières (p. 99). Ces vagues répressives ont pour enjeux la définition d'un ennemi commun et la collaboration entre autorités souveraines (justice ecclésiastique ou Inquisition, justice royale, justice locale des villes libres) titulaires de juridictions diverses et de prérogatives parfois concurrentes (p. 100). Il est important de préciser que la dynamique concurrentielle se retrouve durant l'époque moderne.

À propos de celle-ci, l'auteur rappelle judicieusement qu'elle constitue l'apogée de la chasse aux sorcières. Non, cette particularité n'échoit pas au Moyen-Âge et, oui, les évidences sont toujours bonnes à rappeler. Jean Wirth s'accorde avec la plupart des spécialistes: la seconde moitié du XVI^e siècle marque l'intensification et l'institutionnalisation de la chasse aux sorcières (p. 120). En prolongement du classement établi par Brian Levack des régions les plus répressives, Jean Wirth apporte de nouvelles hypothèses quant à la causalité de ce phénomène. Selon lui, deux facteurs propres à la première modernité s'avèrent décisifs: la confessionnalisation (p. 130) et la fragmentation politique qu'elle induit (p. 120): «Là où l'État est fort, il n'y a pas de grande persécution de sorcier[e]s» (p. 116). Il constate que l'Irlande n'est quasiment pas touchée par la répression (p. 123), que l'Angleterre ne l'est que faiblement (p. 122) et la Pologne tardivement (p. 123). Au contraire, la Confédération des XIII cantons suisses et le fragmenté Saint-Empire (avec néanmoins d'importantes disparités régionales) semblent compenser un manque de cohésion interne par la désignation et l'élimination d'ennemis de l'intérieur (p. 121). Dans le cas du royaume de France, l'auteur énonce une thèse forte à partir d'une observation de Robert Mandrou, relative à la succession des poursuites judiciaires pour sorcellerie aux guerres civiles religieuses menées contre les hérétiques (1560–1590): «la pacification du conflit entraîne la persécution de la sorcellerie» (p. 132). Quant au déclin de la chasse aux sorcières, autre caractéristique de l'époque moderne, Jean Wirth rappelle qu'il est antérieur à l'émergence des Lumières et du cartésianisme (p. 157). En conséquence, il rejoint Lucien Febvre et Robert Mandrou en avançant que «la chasse aux sorcier[e]s n'était pas une continuation d'attitudes médiévales; c'est plutôt sa fin qui était un retour au Moyen Âge» (p. 166).

Doté d'une riche bibliographie (p. 167–176) et d'un index nominal (p. 177–182), ce livre constitue à la fois une synthèse des résultats de travaux portant sur la sorcellerie de l'Antiquité à la période moderne et une relecture originale et pertinente de ces derniers. Regrettions toutefois l'absence d'archives manuscrites parmi les sources de l'ouvrage, lesquelles sont exclusivement imprimées ou éditées. Malgré cette carence documentaire, l'ouvrage reste une lecture indispensable et stimulante pour qui s'intéresse à la sorcellerie et à sa répression à travers l'histoire européenne. La grande leçon à en tirer: l'esprit critique et «le bon sens» (p. 159) ne sont pas apparus avec les Lumières et la rationalité cartésienne.

Mathieu Nicati, Genève

Ian Novotny, *Des chapons à l'eau bénite. Vie quotidienne et alimentation des moines de Payerne à la fin du Moyen Age (XIV^e–XVI^e siècles)*, Lausanne: Université de Lausanne, 2023 (Cahiers Lausannois d'Histoire Médiévale, Bd. 60), 258 Seiten.

Mit dem rätselhaften Titel *Des chapons à l'eau bénite* weckt das Buch unsere Neugier, andererseits führt der mit Weihwasser kombinierte Kapaun mitten in das Thema Leben und Ernährung in einer geistlichen Kommunität hinein. Der unvoreingenommenen Leserin der im Buch präsentierten Quelle und des ernährungsgeschichtlichen Kommentars fällt zuerst die Fleischlastigkeit der Ernährung auf, wie sie an rund 150 Tagen im Jahr geboten wurde. Novotny behandelt mit dem 14. bis frühen 16. Jahrhundert einen Zeitraum, in dem sich in den Klöstern das absolute Fleischverbot schon längst gelockert hatte und sich die Ernährung – mit dem Segen der päpstlichen Kurie in Rom – den Nahrungspräferenzen der aus dem Adel stammenden Konventualen angepasst hatte. Dabei spielt der Kapaun eine Nebenrolle (*preparatum cum aqua benedicta*, S. 53) – er ist ein zweibeiniges Tier, das gemäss karolingischer Normensetzung in den Klöstern im Unterschied zu den Vierbeinern gerade noch toleriert worden war (S. 46). Nun zum Inhalt des Bandes.

Die Studie widmet sich dem im Priorat Payerne (seit 965 der Abtei Cluny unterstellt) unter Abt Jean-Louis von Savoyen im Jahr 1469 redigierten normativen Text, dem *Quernet de Messieurs du couvent de Payerne*, der vom Generalvikar Philippe de Compey aufgesetzt wurde. Die Edition und die französische Übersetzung stehen in der in den *Cahiers Lausannois* bewährten Weise am Ende des Buchs (S. 187–215), gefolgt von einem Anhang mit Listen der nachgewiesenen Amtsträger, der Mönche ohne Amt und der Novizen (S. 217–231), Planabbildungen und der Bibliografie. Novotnys Ziel ist die «reconstitution partielle» des Ernährungsmodells in Payerne und methodisch vergleichend gesehen generell ein Zugang zur mönchischen Diät (verstanden im Sinne der antiken διατέλεια), speziell im Orden von Cluny (S. 41). Die Frühzeit von Cluny ist gleichzeitig jene Epoche, in der sich – parallel zur Abkehr von der frühmittelalterlichen silvopastoralen Wirtschaftsweise – das Brot als Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung durchsetzte, das Übrige sind, um Fernand Braudel anzuführen, «associations alimentaires» – Beilagen.⁴ Grundlage der Ernährung waren die Landwirtschaftsflächen der klösterlichen Domänen mit ihren Getreidekulturen; Fehlernten, insbesondere die zu Beginn des 14. Jahrhunderts klimatisch bedingte Krise der Getreideproduktion, beschleunigten zusammen mit anderen Faktoren (Münzverschlechterung, Schwarzer Tod 1348) den wirtschaftlichen Engpass. Zeitweise ging die Zahl der Mönche – auch durch Flucht – bis auf nur neun zurück, zwischen 1400 und 1439 bewegte sie sich zwischen 18 und 9. Die Fluktuation der Mönchspopulation versucht Novotny aufgrund der lokalen Quellen zum Priorat (es wurde 1444 in den Rang einer Abtei erhoben) wie auch der Protokolle der Generalkapitel in Cluny und der Visitationsberichte zu erfassen.

Bezüglich der Kulinarik sind das 14. und das 15. Jahrhundert eine Epoche, in der sich, gemessen an der Quantität der gereichten Fleischspeisen, die mönchische Lebensweise in krassem Gegensatz von der getreide- und gemüsebasierten Ernährung der Landbevölkerung abhob. Askese war nicht die Sache der Cluniazenser. Ob ihnen der Sinn mehr nach kulinarischer Feinheit der Zubereitung oder nach der Quantität des vom Pitanzier gereichten Essens stand, ist heute schwer zu beurteilen. Beim Fleisch stehen an erster Stelle jenes von Schafen und kastrierten Böcken (*mutonum, castronum*), dann

⁴ Fernand Braudel, Alimentation et catégories de l'histoire, in: *Annales* 16/4, 1961, S. 723–728, hier S. 726.

Rind- sowie Kalbfleisch und auch Schwein (Innereien, Schinken). Am hier diskutierten Ernährungsmodell zeigt sich das Klösterliche vorrangig in der nach dem liturgischen Kalender getakteten Rhythmisierung der Ernährung, dem Wechsel von gewöhnlichen und Abstinenz- oder mageren Tagen (kein Fleisch, keine Milchprodukte) in der Woche, den drei längeren Fastenzeiten in der Septuagesima im Januar und Februar, der Quadragesima zwischen *caput jejunii* (Mittwoch vor Invocavit) und Ostern und im Advent bis Weihnachten (siehe die Übersicht in Grafik I) – dem Wechsel von Fleisch-, Fisch- und Eierspeisen. Es fällt auf, dass ausser dem teuren Safran, als bekannte Zutat zum *Pulmentum*, Gewürze nicht erwähnt sind. Die Zuteilung der Portionen erfolgte weiter nach dem hierarchischen Prinzip, hatte doch der für die Verwaltung der klösterlichen Vorräte zuständige Pitanzier (S. 159) für die Mönche andere, grössere Mengen zu berechnen als für die Novizen und die kleine Zahl von Laienbediensteten. Erstaunlich ist etwa die Wertschätzung der Innereien, sie wurden in der Zeit des Karnevals allein den Mönchen vorbehalten. Ungelöst bleiben schliesslich die Fragen der Quantitäten, da mit den Zuteilungen an Einzelne jeweils auch die Bewirtung von Gästen und von Armen bestritten wurden (S. 69).

Novotny untersucht minutiös die täglichen und wöchentlich-jahreszeitlichen Essenspläne und die cluniazensische «Sprache des Essens» (Montanari). Das zugrunde liegende *Quernet* dokumentiert letztlich eher das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses um Ansprüche der adeligen Konventualen, als dass es «Wirklichkeiten» abbildet, und so ist auch das Fehlen von Wein und Brot im *Quernet* zu erklären. Aus der hohen gesellschaftlichen Relevanz der Nahrung erwächst für Novotny die Aufgabe, die Geschichte des Klosters anhand der Ämterstruktur aufzurollen und die Positionen und Funktionen der Ämter im Wandel der Zeit zu analysieren. Er gewinnt Erkenntnisse über die Verbindung zum regionalen Adel, zum seit dem 14. Jahrhundert in Payerne fassbaren Phänomen der Kummulation von Pfründen, etwa in Payerne und Romainmôtier, die teils gravierenden Verstöße gegen die Disziplin und das Keuschheitsgebot, die universitären Studien von juristisch gebildeten Konventualen und anderes mehr.

Eine grundsätzliche organisatorische Umstellung erfuhr die Gemeinschaft unter Herzog Amadeus VIII. von Savoyen, der 1439 in Basel als Felix V. zum Gegenpapst gewählt wurde. Er erhob das Priorat zur Abtei. Ausgerechnet diesem Herrscher verdankt die Westschweiz eine berühmte Quelle zur mittelalterlichen Kochkunst: den Kochtraktat von Maître Chiquart. Novotnys anregende und methodisch umsichtige Arbeit lädt uns geradezu ein, den Vergleich mit der Hochküche am savoyischen Hof zu machen.

Dorothee Rippmann, Itingen

Rudolf Gamper, Peter Niederhäuser, **Laurenz von Heidegg. Ein Renaissance-Abt im Zeitalter der Reformation**, Zürich: Chronos, 2024 (Murensia, Bd. 10), 71 Seiten.

Das zehnte Bändchen der Reihe *Murensia*, welche der Geschichte der Benediktinerabtei Muri gewidmet ist, steht in einem engen Zusammenhang mit der vorausgegangenen Nummer Neun, Dominik Sauerländers 2021 erschienenen Darstellung der Reformationswirren in den Freien Ämtern, in denen auch Muri liegt. Das verbindende Element ist die Person des Murianer Abts Laurenz von Heidegg († 1549), den Rudolf Gamper und Peter Niederhäuser mit den Titelworten «Ein Renaissance-Abt im Zeitalter der Reformation» charakterisieren. Ihrer reich bebilderten Laurenz-Monographie wohnt ein Paradox inne. Wie lässt sich einem Leben gerecht werden, zu dem nur spärliche schriftliche Quellen vorliegen? Die Verfasser behelfen sich damit, dass sie Laurenz' Lebensweg mit Hilfe sei-

nes historischen Kontextes rekonstruieren, nämlich so, wie er aufgrund naheliegender Analogien wahrscheinlich verlaufen ist. Auf diese Vorgehensweise verweist eine Formulierung wie: «Es gehörte zum Habitus der Benediktineräbte der Zeit, im Gottesdienst Pergamenthandschriften [und nicht gedruckte Werke] zu verwenden» (S. 26), wenn es um den Schriftgebrauch von Abt Laurenz geht.

Nach einem kurzen Abriss der Klostergeschichte und einem Einblick in Laurenz' familiären Hintergrund – er entstammte einem Ministerialengeschlecht mit Bindungen an die Habsburger – rückt das Wirken des ausdauernden Abtes ins Zentrum, der 1508 an die Spitze des Konvents Muri gewählt wurde, dem er bis zu seinem Tod einundvierzig Jahre später vorstehen sollte. Die Spuren, die er dabei hinterliess und die eine monographische Darstellung rechtfertigen, sind vor allem materieller Natur in Form von liturgischen Handschriften, die er in Auftrag gab bzw. erwarb, und von baulichen Erneuerungen an der Klosteranlage. Eine erste Bauphase begann 1509, gerade ein Jahr nach Laurenz' Wahl, als Letzterer auf der Südseite des Chors eine Abt-Kapelle errichten liess. Im Anschluss wurde der Chor erneuert und eine neue, gotische Decke eingezogen. 1528 folgte der Einbau eines neuen Lettners in der Klosterkirche. Kapell- und Kirchenbauten in Klosterverbesitzungen entstanden hingegen auf Anregung der Dorfbevölkerung und wurden auch von dieser finanziert.

Was die in die Amtszeit Laurenz' fallende historische Erforschung der habsburgischen Stifter betrifft, in deren Zusammenhang die Wiederentdeckung der *Acta Murensia*, der klösterlichen Hauschronik, und des *Chronicon Murensis* fällt, so sind diese Funde dem aus Bregenz stammenden Juristen und Hofgeschichtsschreiber Maximilians I. Jakob Menzel (Manlius) zu verdanken, der auf kaiserliche Initiative hin tätig wurde, nicht dem Abt. Letzterer war sicherlich ein Freund der Kunst, vor allem, wenn diese Repräsentationszwecken diente (ein von Laurenz von Heidegg in Auftrag gegebener exquisiter Abtstab zierte den Umschlag der Publikation). Seine «humanistischen Verbindungen», die verschiedentlich – auch im biographischen Artikel zu Laurenz im Historischen Lexikon der Schweiz – unterstrichen werden, bewerten die Verfasser der vorliegenden Publikation hingegen als «bescheiden» (S. 39).

Eine Zeitenwende bahnte sich durch die Reformation an, welche – was die Freien Ämter betrifft – von Dominik Sauerländer in der eingangs erwähnten Publikation eingehend thematisiert worden ist. Im Zuge des Ersten Kappelerkriegs besetzten zur Reformation übergetretene Bauern unter der Führung von Zürcher Hauptleuten am 4. Juni 1529 das Kloster und hielten den Abt fest. Vier Tage später zogen sich die Besetzer angesichts des Luzerner Aufmarsches wieder zurück. Allerdings favorisierte der Erste Kappeler Landfriede die Neugläubigen, die mittels Abstimmungen in den Gemeinden die Reformation durchzusetzen versuchten. «In Muri» selbst, schreiben die Verfasser, «war die Bauernschaft gespalten und die Stimmung aufgeheizt» (S. 49), während Abt Laurenz versuchte, über sein Netzwerk Einfluss im bewahrenden Sinn geltend zu machen, davon profitierend, dass sein Kloster in einer Gemeinen Herrschaft lag, an der auch katholische Orte teilhatten. Der Zweite Kappelerkrieg bzw. der Zweite Kappeler Landfriede stoppten zwar das Ausgreifen der Reformation, zuvor, am 16. Oktober 1531, war aber die Klosterkirche von bernischen Truppen verwüstet worden, welche die Ausstattung in ihrem ikonoklastischen Furor zerstörten, währenddem das Kloster selbst geplündert wurde. Abt Laurenz von Heidegg machte sich um die Neuausstattung der Kirche verdient, wobei die damit verbundenen Schritte nicht gut dokumentiert sind. «Fest steht [jedoch], dass die Klosterkirche ein Jahr nach dem Zweiten Kappelerkrieg wieder bereitstand für regelmä-

sige Gottesdienste» (S. 56). 1534 liess Laurenz den Kreuzgang – als Fortsetzung der baulichen Erneuerung der Klosteranlage – neu bauen und, einige Jahre später, die Decke der Abt-Kapelle ersetzen. 1546–1548 wurde schliesslich noch das klösterliche Amtshaus in Bremgarten neu erbaut.

Die Darstellung ergibt das Bild eines initiativen Bauherren, dessen Wirken lokal verankert blieb, wobei er seinen Konvent erfolgreich durch die Stürme der Reformationszeit steuerte. Dass ihm die Umstände – insbesondere der Ausgang des Zweiten Kappelerkriegs – in die Hände spielten, war für ihn ein Glücksfall, den er zu Nutzen wusste.

Georg Modestin, Solothurn

Paul-Alexis Mellet, *Les remontrances. Discours de paix et de justice en temps de guerre. Une autre histoire des guerres de religion* (France, v. 1557–v. 1603), Genève: Droz, 2022, 563 pages.

Avec beaucoup d'honnêteté, Paul-Alexis Mellet ouvre sa réflexion par une question des plus pertinentes: le genre de discours qu'il entend étudier existe-t-il? L'interrogation est en effet légitime, car en voulant traiter des «remontrances», il s'avance sur un terrain mouvant. Sur la base d'un solide corpus formé de 377 textes imprimés (et de leurs 323 rééditions), il tente dans un premier temps de définir son objet. Comment établir la carte d'identité collective de tous les textes dont le titre comporte le vocable «remontrance»? La présence de ce terme est-elle réellement discriminante et garantit-elle une structure ou une logique interne qui permette de classer le texte qu'il qualifie au sein d'un groupe homogène? D'autres textes, dont le titre ne contient pas le mot «remontrance», n'obéissent-ils pas à la même logique et ne mériteraient-ils pas d'être, eux aussi, inclus dans l'étude? En bref, l'objet étudié par Paul-Alexis Mellet est-il clairement identifié?

Le présent compte-rendu ne prétend pas répondre à ces interrogations, pas davantage que l'auteur du livre qui soulève davantage le problème qu'il n'y apporte de solutions. Il vise toutefois, à travers quelques réflexions, à mettre en évidence les qualités et les apports de ce livre tout autant que ses limites.

L'idée de départ est intéressante. L'auteur se saisit de la récurrence, au sein de l'abondante production imprimée qui caractérise la France des guerres de religion, du terme «remontrances» dans l'intitulé de textes qui visent, d'une manière générale, à dresser le tableau souvent sombre de la situation politique et/ou religieuse, avant de requérir du souverain qu'il y apporte remède. Pour dire les choses autrement, les remontrances sont des suppliques plus ou moins vigoureuses qui ont pour objectif d'engendrer une action de remédiation aux difficultés qu'elles soulèvent. Elles ont à voir avec la catégorie littéraire de la plainte et de la doléance, récemment étudiée sur le temps long,⁵ et ne sont pas des textes caractéristiques de la période des guerres de religion, puisqu'elles existent déjà avant et qu'on les retrouve après.

En introduction, Paul-Alexis Mellet définit le cadre conceptuel de son étude. Il entend contribuer au renouvellement de l'histoire politique et religieuse en n'étudiant plus simplement les idées de manière «abstraite et théorique», mais en se préoccupant des interactions entre la société et les autorités. Si l'intention est louable, la démarche n'est pas pour autant originale, dans la mesure où nombre d'historiens de cette même période l'ont depuis longtemps adoptée. Un autre axe majeur de l'ouvrage est la mise en évidence d'espaces de négociation ouverts par ces remontrances en un temps de guerre. Il s'insère

⁵ Michele Bubenicek, François Foronda (dir.), *Doléances. La plainte politique, voie de régulation des rapports gouvernants-gouvernés (XIII^e–XVIII^e siècle)*, Paris 2022.

ainsi dans un courant historiographique qui, au moins depuis le 400^e anniversaire de l'édit de Nantes, s'est attaché à étudier l'existence quasi-permanente de tractations, conduites de manière simultanée avec la poursuite des combats, mais en exploitant des textes moins connus et pour certains peu ou pas analysés, ouvrant ainsi des perspectives complémentaires aux travaux antérieurs. Enfin, Paul-Alexis Mellet part du postulat que «toutes les remontrances se justifient par le projet plus ou moins élaboré de réformation du royaume» et qu'elles expriment ainsi un espoir en ces temps de crise. L'auteur considère cette constante comme la manifestation de l'existence d'une «société ouverte», concept qu'il entend introduire à travers son étude.

En trois parties, l'auteur déploie son analyse au fil de neuf chapitres. L'ouvrage est bien construit, bien rythmé et bien écrit. L'étude de l'important corpus documentaire est riche, révélant les thématiques récurrentes des textes étudiés ainsi que leur rôle essentiel dans le dialogue entre le roi et ses sujets. Elle trace les lignes de force des espoirs, parfois utopiques, exprimés à travers ces remontrances et présente l'intérêt d'offrir également, en contrepoint, une large vue sur les réponses apportées par la monarchie. Fondée sur une abondante bibliographie et sur le socle d'un corpus de sources massif qui ne se limite pas aux remontrances, elle s'appuie sur un apparat critique qui en garantit la solidité scientifique.

Sans remettre en cause l'apport incontestable de l'ouvrage, on se permettra toutefois deux remarques. Elles tiennent à la définition de l'objet même du livre et à la constitution du corpus. On l'a signalé plus haut, l'auteur lui-même exprime ses doutes à propos de la composition de ce dernier. Elle le préoccupe à tel point qu'il lui consacre toute une très savante première partie. Or deux partis-pris méritent discussion. Le premier consiste à exclure les remontrances manuscrites de l'étude. Cette décision assumée par l'auteur n'est pas pour autant justifiée et, si l'on peut comprendre que leur insertion dans le corpus aurait considérablement grossi ce dernier, leur exclusion n'en est pas moins dommageable pour l'équilibre de l'étude. On ne donnera ici qu'un seul argument. Ce choix préjudicie considérablement à la prise en compte des remontrances présentées par les réformés, dont on connaît notamment l'existence par les actes des assemblées politiques huguenotes et par ceux des synodes nationaux. L'analyse produite par Paul-Alexis Mellet néglige ainsi la voix de ces institutions réformées, comme celle de leurs députés dûment mandatés, par exemple Chassincourt, qui fut nommé par les chefs huguenots en tant que représentant permanent à la cour entre 1579 et 1584. Par ailleurs, l'exclusion du corpus des textes intitulés «plaintes» et non «remontrances» pose également question. On ne prendra là aussi qu'un seul exemple, celui des *Plaintes des Eglises reformees de France* adressées au roi en 1597, dont le contenu ne s'éloigne guère de celui de la *Remonstrance des Eglises reformees au roy* de 1595. Si l'on retient le second texte, pourquoi ne pas avoir pris en compte également le premier, si ce n'est pour la seule et unique raison que l'un s'intitule «Remonstrance» alors que l'autre débute par «Plaintes»?

Mais on connaît fort bien l'immense difficulté qui caractérise toute démarche de sélection et d'élaboration d'un corpus. Ces observations ne portent par conséquent en aucun cas atteinte à la qualité générale de l'ouvrage qui offre un regard neuf sur les guerres de religion, à travers le prisme d'une documentation soigneusement étudiée et dans une perspective originale.

Hugues Daussy, Besançon

Marc Aberle, *La démocratie du croire. Les républiques imaginées des réformés*, Olivier Christin (postface), Neuchâtel: Alphil, 2023, 768 pages, 31 illustrations en couleur, 2 annexes.

La démocratie du croire. Les républiques imaginées des réformés dévoile, dès son titre, le projet ambitieux de cette monographie tirée de la thèse de doctorat de M. Aberle, dirigée par O. Christin et soutenue à l'Université de Neuchâtel en juin 2021. La mise en balance de ces deux séquences binaires, entre politique et religion, rend son objectif limpide: saisir les relations entre démocratie et protestantisme, à l'aune d'une histoire intellectuelle influencée par les travaux de Q. Skinner, M. Walzer et D. Crouzet et empreinte de philosophie, d'anthropologie et de sociologie. La contribution de cet ouvrage réside dans sa grande aspiration, celle de déconstruire un mythe pluriséculaire qui, infusant encore les imaginaires actuels, amalgame ces deux substantifs.

Pour ce faire et en vertu d'une histoire généalogique mêlant synchronie et diachronie, M. Aberle singularise deux périodes comme marqueurs de l'émergence d'une langue politique renouvelée: d'une part, la fracture religieuse du XVI^e siècle; d'autre part, les révolutions atlantiques de la seconde moitié du XVIII^e siècle et leurs conséquences qui se manifestent durant la première moitié du siècle suivant à travers les réflexions sur les moyens de régénérer les sociétés renversées. En réponse à ces crises profondes, les lexiques se (re)configurent, en particulier la notion de démocratie qui est (ré)investie, (ré)interprétée et (re)définie, tout comme sa relation avec le protestantisme. L'impasse faite sur le XVII^e siècle anglais est cependant à souligner, car celui-ci constitue également un moment clef par l'essor d'une production ayant trait au républicanisme et ses implications, qui influence durablement l'Occident. Cette omission est compréhensible, car, face à l'ampleur du projet, l'objet de recherche est restreint au calvinisme et au zwinglianisme, notamment en raison des limites spatiales adoptées: celles de l'espace français et helvétique. Cet observatoire transnational rend alors possible l'étude de la circulation et de la réception des idées, des pratiques et des acteur·rice·s, dans des lieux et contextes signifiants et diversifiés. Cette hétérogénéité caractérise encore les sources et leur scripteur·rice, fameux·euse comme méconnu·e. Les textes favorisés sont des écrits «vernaculaires, largement imprimés et diffusés» qui, donnant accès à l'«entre-deux des représentations», permettent de saisir les «conceptions et préconceptions» (p. 35) des protagonistes, et ce dans les deux périodes distinctes. Celles-ci permettent ainsi de «mesurer l'évolution des langages politico-religieux et les stratégies soutenant à la persistance du mythe» (p. 34). Pourtant, il n'est pas question de mener une analyse linéaire, guidée par une succession chronologique. En effet, une des grandes originalités de cette thèse réside dans son approche «régressive» ou, selon M. Bloch, «à rebours». Cette méthode, ou plutôt ce défi, écarte le danger téléologique par la connaissance des biais actuels et met en exergue la fluctuation de sens des notions comme la divergence des contextes, tout en permettant aux lecteur·rice·s d'entrer dans le laboratoire historien par la découverte des étapes construisant l'objet de recherche.

Inversées, ces périodes forment en conséquence l'ossature réflexive comme argumentative de l'ouvrage, en prenant corps dans deux axes qui s'opposent afin de souligner «le hiatus entre mots refabriqués dans leur contenu, tout en conservant leur enveloppe» (p. 34). Parcourant chronologiquement les XVIII^e et XIX^e siècles français (ca. 1750–1850) et s'appuyant sur des traités politiques, des mémoires, des correspondances, des articles de presse et des libelles, la première partie revient sur les enjeux et les objectifs qui, variant au gré des contextes, concourent à l'édification de ces généalogies plurielles amalgamant protestantisme et démocratie. Le second mouvement remonte alors au XVI^e

siècle suisse, puis français (ca. 1517–1598), afin de mettre en regard ces filiations avec les discours et pratiques de l'époque ainsi que leurs circulations, réceptions et adaptations, par le biais de traités théologiques, de chroniques, de correspondances, de miroirs princiers, de recès et de documents iconographiques. Grâce à une analyse fine et érudite, les fils multiséculaires liant le protestantisme à la démocratie, mais également au républicanisme et à la modernité, sont déliés avec brio. Cette méthode régressive démontre une efficacité certaine: il résulte de cette brillante enquête et de cette gymnastique intellectuelle remarquable que «républicain, le protestantisme l'a [...] peut-être été, mais démocratique, en aucun cas» (p. 685).

Grâce à une plume soignée, précise et nuancée, le propos est riche, fluide et convaincant. Néanmoins, si la proximité avec les sources est à louer, il faut indiquer que le développement se trouve, par moment, dilué. En effet, l'équilibre entre commentaire et citation se rompt parfois: ce ne sont alors plus les citations qui complètent l'analyse, mais cette dernière qui interrompt les premières. Il est également à noter que certaines définitions de notions pourtant fondamentales et au sens non moins fluctuant, telles que liberté / libéralisme, auraient valu d'être plus amplement mises en évidence. Par ailleurs, les appels aux précieuses annexes et figures du corpus iconographique auraient pu être incorporés au corps du texte afin d'améliorer leur visibilité et d'assurer leur consultation. Enfin, l'introduction d'un index aurait permis de mettre davantage en valeur le vaste éventail de notions et d'auteur·rice·s que manipule l'historien, tout en multipliant les portes d'entrée.

Il est impossible de rendre compte de toute la richesse de cette grande thèse, mais deux éléments méritent d'être encore soulignés. M. Aberle démontre de manière éloquente l'influence du religieux sur le politique et mène une réflexion profonde sur la nature et le rôle qu'exerce l'histoire dans les sociétés des siècles étudiés. Ainsi, à l'instar des concepts, les acteur·rice·s fantasment et instrumentalisent, relisent et interprètent, actualisent et reconfigurent le passé au gré de leurs propres représentations afin d'apprehender leur présent, de légitimer ou de discréditer des actions et de se projeter dans l'avenir.

Yvan Jauregui, Genève

Bénédicte de Donker, Gabriel de Montmollin, Jan Blanc, **Rembrandt et la Bible. Gravure divine**, Genève: MIR, Labor et Fides, 2023, 238 pages.

Rembrandt compte parmi les artistes qui attirent les foules et suscitent la fascination et l'ouvrage ici recensé vient alimenter, voire étayer, cette fascination. Il s'agit du catalogue de l'exposition *Rembrandt et la bible. Gravure divine* tenue à Genève, au Musée international de la Réforme (MIR) entre le 17 novembre 2023 et le 7 avril 2024. Beau succès, l'exposition initialement prévue jusqu'au 17 mars fut prolongée de plusieurs semaines afin de répondre à l'enthousiasme du public. Indéniablement, ce catalogue est à la hauteur de l'évènement auquel il s'arrime. Non seulement l'ouvrage reproduit l'ensemble des septante deux gravures de l'exposition, mais il intègre aussi trois contributions scientifiques aussi précises qu'accessibles. Soixante et une gravures proviennent du Musée d'art et d'histoire de Genève (MAH), dix du musée Jenisch de Vevey et une de la fondation Jan Krugier de Lausanne. Toutes sont réparties en quatre entrées: le contexte religieux à Amsterdam; saint Jérôme et la lecture de la Bible au temps de Rembrandt; Rembrandt et l'Ancien Testament; Rembrandt et le Nouveau Testament. Les

œuvres des deux dernières entrées se voient de plus accompagnées des extraits bibliques qu’elles représentent.

Quant aux contributions scientifiques, elles mettent en perspective les œuvres exposées sur différents plans. Benedicte de Donker, conservatrice au Musée d’art et d’histoire et commissaire de l’exposition, signe deux articles. Le premier analyse la matrice religieuse des gravures ainsi que leur matérialité. Le second revient sur les conditions de production et de conservation des œuvres retenues. Jan Blanc, professeur à l’université de Genève et éminent spécialiste de la peinture hollandaise du XVII^e siècle, décortique pour sa part le contexte socio-culturel dans lequel Rembrandt élabore son art ainsi que les systèmes de références religieuses et artistiques qui sous-tendent sa pratique.

Outre ces éclairants apports, l’ouvrage comporte encore une préface de Gabriel de Montmollin, directeur du MIR, une bibliographie (p. 224–237) et une chronologie multidimensionnelle reprenant les épisodes de la biographie de Rembrandt, les évènements politiques et religieux de son temps ainsi que les dates de création des estampes de l’artiste (p. 210–222). Il faut enfin saluer le fait que les notices des gravures soient particulièrement détaillées. En effet, elles indiquent le titre, la date, les dimensions, la provenance, la technique ainsi que les particularités de l’œuvre renseignée. Chacune est donc parfaitement traçable dans son parcours jusqu’à nos jours, ce qu’il convient de remarquer puisque ce n’est, malheureusement, pas systématiquement le cas. Pour celles et ceux n’ayant pas eu la chance d’admirer les gravures *de visu*, ce catalogue les reproduisant pour la plupart à taille réelle offre une belle occasion de se rattraper. Quant aux personnes s’étant déplacées, elles revivront sans doute entre ces pages une part des émotions esthétiques éprouvées lors de leur visite. Finalement, toutes et tous trouverons un complément abordable dans les articles produits par ces spécialistes, tant ils permettent de restituer le contexte historique, les procédés techniques ainsi que le substrat idéologique qui présidèrent à la réalisation, humble et virtuose, de ces *gravures divines*.

Mathieu Nicati, Genève

Norbert Furrer, Bücher in Frauenhand. Bibliotheksbesitzerinnen in der Schweiz des 18. Jahrhunderts, Zürich: Chronos, 2023, 429 Seiten, 21 Abbildungen.

Hinter dem wunderbar gewählten Titel «Bücher in Frauenhand» verbirgt sich eine detaillierte Quellenstudie zum Buchbesitz von Schweizer Frauen im 18. Jahrhundert. Anhand von Nachlass- und Versteigerungsinventaren rekonstruiert Norbert Furrer mit viel Detailfreude die Bibliotheken von insgesamt 167 Frauen.

Furrers Grundlagenforschung ist ein elementarer Beitrag zu einer noch viel zu wenig erforschten weiblichen Bibliotheks- und Lesegeschichte. Es gelingt ihm zudem, jenseits der Eliten, Frauen in den Blick zu nehmen, die sonst kaum in Quellen zu fassen sind. Das allein ist ein grosses Verdienst. Dennoch stellt sich bei der Lektüre unweigerlich die Frage: Ist ein Buch wirklich ein geeignetes Medium für Furrers Unterfangen?

Während der Autor in Teil I seine Forschungsfragen sowie Quellen und vorangegangene Forschung kurz skizziert und so die Neugier der Leser:innen weckt, stellen diese danach vermutlich etwas enttäuscht fest, dass der allergrösste Teil des Buches aus Tabellen besteht, die die einzelnen Bibliotheken und die darin enthaltenen Bücher wiedergeben (Teile II, III und IV). Diese Übersichten werden durch einen beeindruckend grossen Fussnotenapparat ergänzt, der eine wahre Fundgrube für die Buchforschung darstellt. Diese Flut an Informationen ist allerdings für Leser:innen nur schwer zu erfassen und ein Vergleich zwischen den einzelnen Bibliotheken ist quasi unmöglich. Eine online verfügbare

re Datenbank, in der alle diese Informationen in strukturierter und offener Form vorliegen, wäre hier in puncto Benutzerfreundlichkeit aber auch Wiederverwertbarkeit und damit letztlich Nachhaltigkeit der Daten womöglich die bessere Wahl gewesen.

Die Teile V bis VII sind schliesslich Teileditionen von Quellen, die Auskunft über «Käuferinnen, Verkäuferinnen und Donatorinnen von Büchern» (Teil V) geben, von Männern entworfene ideale «Frauenzimmer-Bibliotheken» beschreiben (Teil VI) oder Texte über den weiblichen Umgang mit Büchern wiedergeben (Teil VII). Diese interessanten Dokumente stehen jedoch isoliert da, eine tiefere Einbettung in den Gesamtkontext oder Kommentierung fehlt weitgehend.

Erst in Teil VIII folgt schliesslich eine synthetisierende Auswertung des Materials und eine Beantwortung der Forschungsfragen. Trotz einer eher deskriptiven Darstellung bietet dieser Abschnitt wichtige Denkanstösse. Den häufig stereotypen Ansichten Frauenbibliotheken betreffend widerspricht der Autor in einigen Punkten, vor allem dann, wenn er die Individualität der einzelnen Bibliotheken betont. Weit von einer männlichen Idealvorstellung entfernt, sammelten und lasen Frauen vermutlich vor allem das, was ihnen tatsächlich nützlich war oder ihnen gefiel. Erwähnenswert ist auch der Versuch, katholische und reformierte Bibliotheken zu vergleichen. Wenngleich sich hier naturgemäß in der theologischen Literatur weitreichende Unterschiede ergeben, beobachtet Furrer dennoch einen gewissen konfessionsübergreifenden Kanon bei weltlicher, vor allem klassischer Literatur. Furrer identifiziert schliesslich vier Schichten von Publikationen, die in den Bibliotheken zu finden sind: Erstens finden sich in den Bibliotheken «zeitlose» Texte wie die Bibel sowie antike wie auch mittelalterliche Autoren. Zweitens gibt es einen gewissen Kanon an Autoren des 15. bis 17. Jahrhunderts, die im Zuge der (Gegen-)Reformation schrieben, aber auch Schriften von Dichtern und Philosophen, die offensichtlich breit gelesen wurden. Drittens finden sich Publikationen, die mitunter jahrzehntelang rezipiert, neu herausgegeben und übersetzt, dann aber irgendwann aufgrund aktuellerer Publikationen obsolet wurden. Viertens identifiziert Furrer kurzlebige Titel, die eher dem «Zeitschmack» entsprachen und sich nicht über die Zeit hinweg durchsetzen konnten.

Die Einsichten sind zweifellos interessant, allerdings ist der Versuch, Kategorisierungen einzuführen und damit die Fallstudien auf eine Metaebene zu heben, nicht immer weiterführend. So scheint die Einteilung der Bücher in Kategorien wie Erbauungs-, Bildungs- und Unterhaltungsliteratur nicht besonders aufschlussreich, um die zeitgenössischen Lektürepraktiken zu erschliessen. Ebenso führt die Typisierung der Leserinnen («die widerwillige, missmutige/andächtige, fromme/vergnügte, belustigte/begierige, unersättliche/beharrliche, geduldige Leserin») zu einer übermässigen Vereinfachung, die die historische Realität nur unzureichend abzubilden vermag.

Zusammenfassend bleibt zu sagen, dass die Arbeit von Norbert Furrer ein signifikanter Baustein ist, um die Lektürepraxis von Frauen im 18. Jahrhundert in den Blick zu nehmen. Die Arbeit an und mit den Quellen ist absolut nachahmenswert. Man kann nur hoffen, dass viele weitere Studien dieser Art folgen und im digitalen Raum zusammengeführt werden, damit wir auf diese Weise in den kommenden Jahren auch wirklich zu generalisierenden Aussagen über «Bücher in Frauenhand» gelangen können.

Joëlle Weis, Trier

Christian Soboth, Friedemann Stengel (Hg.), *Der bekannteste Unbekannte des 18. Jahrhunderts. Johann Caspar Lavater im Kontext*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2023 (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus, Bd. 68), 530 Seiten.

Il volume presenta i risultati del convegno tenutosi nel settembre del 2019 presso l'*Interdisziplinäres Zentrum für Pietismusforschung* (Centro interdisciplinare di ricerca sul pietismo) della Martin-Luther-Universität di Halle-Wittenberg. Nella loro breve introduzione, i curatori Christian Soboth e Friedemann Stengel sottolineano i punti forti della pubblicazione: attraverso un approccio di storia culturale e di analisi del discorso i venti contributi analizzano aspetti letterari, artistici, religiosi, musicali, ma anche teologici, filosofici, esoterici e di storia della medicina e della psicologia presenti nell'opera, nelle pratiche di scrittura e nell'attività culturale di Lavater. Al centro dell'azione lavateriana si trova l'aspetto religioso, in particolare la volontà di riportare l'attenzione del dibattito illuminista sulla figura di Cristo (*Christozentrierung*, p. 11), attorno a cui si coagula l'idea d'immortalità dell'anima come elemento fondamentale per il rinnovamento della teologia dell'epoca.

Il volume è organizzato in cinque sezioni. La prima, intitolata «Literatur und Religion» (Letteratura e religione), presenta brevemente la figura del teologo zurighese, le sue relazioni con personaggi che hanno marcato la seconda metà del Settecento legati a correnti letterarie come lo *Sturm und Drang*, il contesto della vita cittadina zurighese (descritta come una realtà estremamente vivace), nonché nuovi progetti d'edizione del *corpus* lavateriano in corso all'università di Zurigo (Ursula Caflisch-Schnetzler). I restanti contributi della sezione analizzano le pratiche di scrittura e la questione religiosa. Se nel diario cominciato nel 1761 Lavater analizzava le sue letture e le sue attività quotidiane, nel *Geheimes Tagebuch* (1771–1773) si nota un cambiamento fondamentale, che influenzera le pratiche di scrittura diaristica a venire: le annotazioni quotidiane diventano strumento d'osservazione del proprio sé, delle emozioni e dei sentimenti personali (Sabine Gruber). A livello religioso, le riflessioni di Lavater sulla questione dell'immortalità contengono influenze legate al chiliasmo e a teologi e pensatori suoi contemporanei, quali Emanuel Swedenborg e Johann Joachim Spalding. Questi aspetti si rispecchiano anche nella fisiognomica dello zurighese (Friedemann Stengel). Il penultimo contributo della sezione si concentra sull'analisi di alcuni drammi e di testi epici di Lavater come esempi dell'impronta religiosa da lui data al movimento dello *Sturm und Drang* (Daniela Kohler). Infine, l'opera *Aussichten in der Ewigkeit* viene letta all'interno del dibattito sulla resurrezione della carne in ambito tanto protestante, quanto cattolico, mettendo a fuoco il pensiero lavateriano e la sua ricerca linguistica tra tradizione e innovazione (Bernd Roling).

La sezione successiva porta il titolo «Physiognomie im Kontext» («Fisiognomica in contesto»). Nel primo intervento la fisiognomica di Lavater viene messa in prospettiva partendo dalle teorie antiche e rinascimentali delle segnature e della *Magia naturalis* ed arrivando al loro sviluppo in direzione biologica (e razziale) e, quindi, all'antropologia criminale di Cesare Lombroso (Heinz Schott). Partendo dalla ricezione negativa della fisiognomica, definita una pseudo scienza nell'*Encyclopédie* di Diderot e D'Alembert, il contributo seguente contestualizza lo sviluppo di questa disciplina evidenziandone gli aspetti legati all'Illuminismo, le influenze esoteriche e le questioni estetiche, etiche e religiose (Annette Graczyk). È evidente che una riflessione sui *Physiognomische Fragmente* non poteva tralasciare la questione del rapporto con lo sviluppo del genere pittorico del ritratto che conobbe un enorme successo nel Settecento. In questo senso è evidente lo

stimolo costituito dalle riflessioni dell'erudito zurighese sullo studio delle forme e dei caratteri umani raffigurati nei ritratti (Sylvaine Hänsel).

La sezione «Diskussionen und Diskurse» (Discussioni e discorsi) si apre con un contributo centrato sul ruolo di Lavater nello sviluppo dell'«Anomalistik» (che si potrebbe tradurre, seguendo i termini affermatisi nel XIX secolo, come occultismo o parapsicologia) e sulla sua ricezione del mesmerismo. L'analisi evidenzia anche l'apporto di veggenti e di personaggi come Giuseppe Balsamo, alias Alessandro Cagliostro, in quest'ambito (Karl Baier). Anche il rapporto tra Lavater e il più importante rappresentante dell'illuminismo cattolico bavarese, Johann Michael Sailer, offre spunti di riflessione interessanti: i due uomini furono in contatto attraverso la corrispondenza ed è evidente l'influenza esercitata da alcuni poemi dello zurighese sul *Lese- und Betbuch* del teologo tedesco (Karl-Friedrich Kemper). Gli ultimi due contributi permettono di capire l'importanza della ricezione di Lavater in Russia e il ruolo delle logge massoniche europee in questo processo. Tali aspetti vengono messi a fuoco attraverso l'esempio dello storico e letterato russo Nikolaj M. Karamzin (Gabriela Lehmann-Carli) e l'analisi dello scambio epistolare col teologo massone, alchimista e teosofo Johann August Starck. La (breve) corrispondenza tra Starck e Lavater è esemplare dei dibattiti intorno alla questione dell'oscurantismo nel tardo Illuminismo (Michael Vesper).

La penultima sezione è dedicata all'opinione pubblica, alla pedagogia e alla politica («Öffentlichkeit, Pädagogik und Politik»). Dapprima viene analizzata la ricezione delle prediche e degli scritti di Lavater nella sua funzione di pastore da parte dei suoi contemporanei, la cui risonanza fu tale da trasformarlo in un personaggio centrale nella vita pubblica zurighese degli anni '90 del Settecento (Anett Lütteken). La sua attività come pedagogo, ancora poco studiata, è visibile nei progetti educativi filantropici degli anni 1770, nati dalla sua partecipazione alla *Moralische Gesellschaft*, dalla sua azione come diacono presso l'orfanotrofio cittadino e nella pubblicazione di opere pedagogiche per bambini centrate sulle sue riflessioni teologiche (Tilman Hannemann). La storia editoriale degli *Schweizerlieder* lavateriani mostra l'influenza della *Moralische Wochenschrift*: in questi *Lieder* si coglie la volontà patriottica dello zurighese di valorizzare le virtù degli antenati (secondo Lavater ancora presenti nelle popolazioni alpine del tempo), un tema condiviso con intellettuali quali Beat Ludwig von Muralt e Johann Jakob Bodmer. Gli *Schweizerlieder* dovevano permettere la creazione di una memoria collettiva e di una nuova forma di sentimento patriottico grazie ad una melodia semplice e capace di «toccare il cuore» (Wolfgang Hirschmann). L'impegno politico di Lavater è l'oggetto dell'ultimo contributo nel quale si analizzano quattro scritti patriottici del periodo tra il 1798 e il 1800. Essi permettono di chiarirne la posizione critica nei confronti della rivoluzione e della Repubblica Elvetica, così come l'evoluzione della sua concezione di libertà in termini moderni (Andreas Pečar).

Lo studio dei rapporti tra Lavater e Charles Bonnet, Moses Mendelssohn, Francesco e Luisa di Anhalt-Dessau e Johann Georg Sulzer è al centro dell'ultima sezione intitolata «Wirkungen als Rezeptionen, Rezeptionen als Wirkungen» (Influenze come ricezioni, ricezioni come influenze). La corrispondenza tra Lavater e Bonnet mostra la ricchezza degli scambi tra i due pensatori, in particolare durante la preparazione della traduzione tedesca della *La palingénésie philosophique* (1769) da parte dello zurighese. Fondamentale nella discussione con Bonnet fu la riflessione sui miracoli e la forza delle fede (Baptiste Baumann). L'articolo seguente è consacrato ai rapporti tra Moses Mendelssohn e Lavater, alla controversia nata dall'invito alla conversione del collega da parte del pastore

riformato, e approfondisce anche la questione della ricezione di Bonnet in Germania attraverso la mediazione dello zurighese (Dominique Bourel). Il ruolo attivo di Lavater e della sua cerchia nello sviluppo del cosiddetto *Gartenreich* di Dessau-Wörlitz durante il governo di Leopoldo III Federico Francesco e di sua moglie Luisa di Anhalt-Dessau è evidenziato nel penultimo contributo. La cerchia legata al pastore zurighese ebbe un ruolo di primo piano nell'organizzazione del *Philanthropin* di Dessau, un istituto dedicato alla formazione dei rampolli delle élites, la cui gestione fu affidata al teologo e pedagogo Johann Bernhard Basedow (Christian Eger). Il volume si chiude con un articolo dedicato agli scambi epistolari e di libri tra Johann Georg Sulzer e Lavater. L'importanza di questo contatto fu tale che lo stesso Sulzer diceva di «pensare come Lavater» quando si trattava di affrontare questioni estetiche di primaria importanza (Jana Kittelmann).

Il volume si conclude con l'indice delle persone e dei luoghi citati. I venti contributi raccolti nel volume permettono di approfondire diversi aspetti della ricca e molteplice attività di Lavater e della sua ricezione europea. In particolare, si apprezza l'approccio interdisciplinare dell'opera che presenta interventi che spaziano da temi religiosi e politici all'esoterismo, dalla storia della musica alla letteratura e alla pedagogia, offrendo spunti di approfondimento originali sulla figura del religioso zurighese. Un punto critico è l'introduzione (molto stringata), la quale avrebbe potuto meglio esplicitare il *fil rouge* che ha guidato la scelta dei contributi, contestualizzandoli nel panorama storiografico attuale.

Il volume è sicuramente una lettura da consigliare a chi è desideroso di approfondire lo studio dell'opera e dell'attività dell'intellettuale zurighese e di scoprirne aspetti ancora poco noti.

Simona Boscani Leoni, Lausanne

Marie Houllemare, Justices d'Empire. La répression dans les colonies françaises au XVIII^e siècle, Paris: Presses universitaires de France, 2024, 442 pages, 18 illustrations.

Marie Houllemare propose ici la première synthèse sur l'histoire judiciaire dans les colonies sous le premier système colonial français. L'entreprise mérite assurément d'être saluée. Par-delà les différents territoires coloniaux détenus ou contrôlés par la France d'Ancien Régime (Nouvelle-France, Antilles, Mascareignes et Comptoirs de l'Inde), l'auteure cherche à démontrer que Thémis outre-mer peut être appréhendée sous l'angle d'une politique coloniale et judiciaire commune. Précisément parce que la justice pénale est un moyen de gouvernance coloniale et de contrôle des populations indigènes et importées (esclaves).

Dans un premier chapitre consacré aux «moyens judiciaires de la colonisation», les institutions judiciaires présentes dans les colonies sont étudiées avec le personnel qui les compose, principalement les magistrats. Marie Houllemare y souligne des points essentiels: les autorités coloniales (gouverneurs et intendants) jouent un rôle judiciaire important et les magistrats en poste dans les colonies souffrent de la comparaison, en termes qualitatifs, avec leurs homologues de la métropole, notamment du fait d'un manque de possibilités de formation au droit *in situ*, et ce malgré une réforme de 1766 qui tend à promouvoir une magistrature commune.

Le deuxième chapitre sur les «Frontières sanglantes du droit» traite des pratiques pénales dans les colonies. Fondées sur l'ordonnance criminelle de 1670 et, pour les esclaves, en partie sur le code noir de 1685, ces pratiques montrent une adaptation évidente des normes importées de métropole, notamment en ce qui concerne les populations indigènes (Amérindiens par exemple) et les populations serviles, surtout

dans les Antilles où l'auteure évoque une «racialisation» des normes et des pratiques (le terme étant moins opérant en Amérique française où les Autochtones bénéficient souvent d'une forme de mansuétude, utilité dans le commerce des fourrures oblige).

Dans un troisième chapitre, Marie Houllemare étudie les moyens dont disposent les justiciables «blancs» pour échapper à la justice dans les colonies. Les largesses dont ceux-ci bénéficient sont mises en avant: les condamnations sont rares du fait des solidarités entre colons et des difficultés à réunir les preuves nécessaires, notamment en raison des rapports maîtres-esclaves et de l'impossibilité des seconds à témoigner contre les premiers, malgré des dispositions tardives d'ailleurs peu appliquées. Les «noirs» sont donc, à rebours, bien plus durement traités par la justice, conformément à une logique esclavagiste. En la matière, on pourrait arguer que le Canada d'avant 1763, dans un espace où la majorité des esclaves est amérindienne, ne respecte pas aussi nettement cette différence de traitement judiciaire. Les possibilités accrues de fuite (vers les colonies anglaises), mais surtout une pratique de rémission et de grâce royale assez développée et encore peu étudiée pour les colonies (eu égard aux travaux renouvelés sur cette question, notamment de Reynald Abad), confortent l'idée d'une justice à deux vitesses.

Les prisons et bagnes coloniaux sont l'objet d'un quatrième chapitre. On y apprend que l'enfermement, au sens large, est partie intégrante des pratiques punitives, bien plus qu'en métropole où la prison reste alors largement liée à la prise de corps des accusés en attente de leur jugement. Marie Houllemare nous décrit là encore des pratiques racialement différencieres, avec certaines catégories davantage enfermées, comme les «nègres» dits marrons (fugitifs). On assiste de plus à la mise en place d'une économie pénale: des plantations, les esclaves passent aux travaux forcés. Toutefois, les esclaves ne sont pas seuls à connaître l'enfermement: étrangers, soldats ou métis connaissent aussi les geôles, qui font aussi partie d'un mode de contrôle colonial. Eu égard à l'état passablement sommaire des lieux d'enfermement coloniaux, ces situations obligent à des réformes pénitentiaires. À cette politique pénale répondent d'autres procédés, pratiques bien connues aussi dans la France moderne, étudiées dans le chapitre suivant: ceux du bannissement hors des colonies, consistant à aller «se faire pendre ailleurs». Les bannis sont, principalement et logiquement, des Européens, exception faite de l'Inde où il est plus facile de rejeter les indigènes vers les territoires contrôlés par les Anglais.

Un sixième chapitre consacré à la question de la folie en terres coloniales apparaît un peu plus décalé. Sa légitimité est à trouver dans le fait, notamment, que plusieurs propriétaires d'esclaves, en raison de leur violence extrême, semblent bien relever d'une forme de dérangement mental, en lien avec les débats médicaux de la période. La folie représente de plus un moyen d'échapper à la punition, mais aussi d'expliquer les cas d'empoisonnement, classiques dans les sociétés esclavagistes.

Dans un septième et dernier chapitre, Marie Houllemare démontre qu'à l'heure de la mise en place d'une véritable politique impériale dans les dernières décennies de l'Ancien Régime, la justice dans les colonies trouve un écho auprès des autorités de Versailles: à défaut d'être pardonné en Nouvelle-France ou aux Caraïbes, on peut faire entendre sa voix auprès du ministre de tutelle, celui de la Marine, voire auprès du roi lui-même. C'est à partir de ces formes de «cassation» que la question de l'esclavage va aussi, en plus des réseaux abolitionnistes, trouver une oreille de plus en plus attentive auprès d'une forme d'opinion publique. La violence coloniale devient ainsi assurément une question politique dans les années qui précèdent la Révolution.

On terminera cette présentation d'un ouvrage important en histoire coloniale par quelques points plus personnels, disons quelques critiques objectives. En matière de bibliographie notamment, s'il est évident qu'il est difficile d'être complet, on note toutefois l'absence de plusieurs références parues ces dernières années, notamment en ce qui concerne le droit et les procédures en vigueur dans les colonies, la magistrature et les juridictions coloniales de l'époque moderne, certains petits espaces coloniaux, etc. Certaines expressions invitent en outre à la prudence: ainsi la «racialisation de la procédure criminelle» ne correspond pas à l'ordonnance de 1670, mais seulement au code noir (il aurait peut-être été bon de replacer le terme dans le débat sur les races chez les savants de cette époque). Le manque chronique de personnel judiciaire aux colonies est peu abordé, alors qu'il représente pourtant un point important. Si la balance déséquilibrée de Thémis ultramarine est évidemment démontrée, il faut peut-être parfois nuancer ce déséquilibre, notamment si on compare certaines pratiques judiciaires coloniales avec celles connues pour les provinces du royaume de France.

Quoi qu'il en soit, Marie Houllemare a relevé le défi d'une synthèse peu évidente. L'ouvrage est réfléchi, agréable à lire, vivant et s'affiche comme une réussite.

Eric Wenzel, Avignon

Claire Brizon, *Collections coloniales. À l'origine des fonds non européens dans les musées suisses*, Genève: Seismo, 2023, 228 pages, 54 illustrations.

Issu du projet de recherche *Building the Exotic? Integration, Exhibition and Imitation of Non-Western Material Culture in France and Switzerland (1660–1800)*, l'ouvrage de Claire Brizon est la publication d'une thèse attendue sur les collections dites «non européennes» acquises entre la fin du XVII^e et le début du XIX^e siècle et aujourd'hui conservées en Suisse. Contribuant à la fois à la recherche en provenance et à l'histoire des collections coloniales d'artefacts, l'autrice enrichit l'historiographie existante sur l'impérialisme suisse en adoptant un angle original. Tout d'abord, elle vise à intégrer la Suisse à «une histoire coloniale globale» (p. 13) d'avant le XIX^e siècle. Avec un cadre chronologique compris entre 1667 et 1824, elle opte pour une périodisation qui précède la constitution de la Suisse en État fédéral, soit ce moment lors duquel la Confédération consiste en «un réseau d'alliances hétérogènes» (p. 65). Ensuite, elle aborde l'histoire de la «Suisse coloniale» (p. 12) en se focalisant sur la circulation et la spoliation d'objets d'«artificilia» et de «naturalia». En proposant une histoire matérielle qui se concentre sur les institutions patrimoniales, elle élargit ainsi un champ de recherche qui s'est principalement concentré sur l'étude de réseaux économiques, scientifiques ou politiques au cours des XIX^e et XX^e siècles.⁶ La thèse centrale de l'autrice consiste dès lors à montrer que, dès le XVII^e siècle, des objets dits d'«ethnographie» sont rapportés par des Suisses engagés dans des entreprises coloniales, et que ces objets composent les collections des cabinets d'histoire naturelle avant la constitution de musées aux XIX^e et XX^e siècles.

Pour ce faire, l'ouvrage s'articule en quatre chapitres, chacun fondé sur deux ou trois études de cas. Les deux premiers chapitres portent sur le moment de la collecte. Dans le premier, Claire Brizon dresse les principaux «profils des collecteurs» qu'elle a identifiés dans les sources à partir d'exemples issus de diverses localités (Winterthour, Genève, Lucerne et Fribourg). Ces collecteurs sont, d'après elle, principalement des

⁶ Voir notamment le bilan historiographique proposé par Fabio Rossinelli, *Géographie et impérialisme. De la Suisse au Congo entre exploration géographique et conquête coloniale*, Neuchâtel 2022, p. 45–58.

engagés militaires, des marchands ou des missionnaires. Ils procèdent à un mode de collecte particulier, «sur le terrain» (p. 27), avec pour principales destinations l'Asie et les Amériques. Les sources mobilisées – les livres d'inventaires – font ressortir une présence d'acteurs exclusivement masculins (p. 61) qu'il serait pourtant possible de recouper avec d'autres archives visibilisant davantage la présence des femmes, telles que les correspondances familiales. Le deuxième chapitre montre quant à lui que l'établissement des «critères de collecte» se fait principalement «au contact des livres disponibles dans les bibliothèques des académies, des bourgeois et des compagnies de pasteurs» (p. 103). Autrement dit, c'est par le biais de la lecture de littérature de voyage et d'ouvrages naturalistes que des critères de sélection sont établis pour définir quels objets rassembler en priorité, selon leur type (manuscrits, animaux) et leur origine géographique.

Les deux chapitres suivants sont plus spécifiquement dédiés aux usages des objets une fois acheminés dans les territoires de la Confédération et de ses alliés. Dans le troisième chapitre, l'autrice montre que certains de ces objets servent à construire ce qu'elle nomme «un imaginaire de l'*«Ailleurs»* et du *«Lointain»*», soit des images réductrices et sans réalité des populations autochtones et de leurs environnements. Elle démontre en ce sens que, lorsque ces objets sont utilisés comme modèles de gravures ou décors de théâtre, ils sont appropriés et resémantisés. Le nouveau sens qui leur est accordé les assigne à de nouvelles cosmogonies extérieures à leur communauté d'origine (notamment guerrières), tout en valorisant le processus de colonisation des Européens. Ce nouveau sens uniformise et indifférencie également les cultures de grands ensembles géographiques (p. 121). Le quatrième chapitre porte quant à lui sur le rôle social que les objets «confèrent à leur propriétaire ou aux donateurs» (p. 23). Pour l'autrice, les dons effectués aux cabinets d'histoire naturelle qui se forment de manière tardive à la fin du XVII^e siècle constituent un moyen d'élévation sociale. Ils servent à la fois aux donateurs à consolider leur appartenance à la bourgeoisie locale et à contribuer à une forme d'instruction intergénérationnelle.

La principale critique qui peut être adressée à l'ouvrage de Claire Brizon se rapporte à l'absence de présentation de données quantitatives. En précisant vouloir donner «un aperçu global de l'histoire des collections patrimoniales non européennes» (p. 17) basé pour partie sur des sources quantifiables (livres d'inventaires, de donateurs ou encore des réserves), l'autrice crée une attente qui n'est pas pleinement satisfaite: celle d'établir un panorama «global» des acteurs, des lieux et des objets qu'elle étudie. Bien que l'ouvrage fasse souvent mention de l'existence d'un «corpus» établi (p. 21, 26, 27, 67 et 227), celui-ci n'est jamais décrit en tant que tel. Claire Brizon ne donne en effet aucune information sur le nombre d'objets et de collecteurs recensés, de même que sur leur répartition par lieux de collecte et/ou de conservation. Or, cela aurait été utile à la fois pour les historien-ne-s et pour la recherche en provenance. Cette absence interroge également la construction des typologies dressées dans l'ouvrage, notamment pour faire «émerger des profils de collecteurs» (p. 16). Ces profils sont, explique l'autrice, représentatifs du contenu des livres d'inventaire. Mais, certains d'entre eux, comme celui du militaire, semblent plutôt lui avoir été inspirés par son observation des vitrines actuelles de musées. Devant ce manque de précisions sur l'appareil analytique, nous ne pouvons qu'inviter l'autrice à faire paraître les résultats quantitatifs de sa recherche dans une autre publication.

Caroline Montebello, Genève

Maya Zellweger, *Die «Seel des Commercii» der «Fetzen Krämer» Zellweger von Trogen. Textilfernhandel aus Appenzell Ausserrhoden nach Lyon und Genua, 1670 bis 1820*, Basel: Schwabe, 2023, 537 Seiten, 71 Abbildungen.

Die Kaufmannsfamilie Zellweger aus Trogen ist ein Thema, welchem sich schon diverse Historiker*innen im Kontext des Ostschweizer Textilgewerbes und -handels gewidmet haben. Jedoch hat sich die bisherige Forschung hauptsächlich auf die Tätigkeiten der Zellweger in der (Ost-)Schweiz beschränkt. Mit ihrer Zürcher Dissertation *Die «Seel des Commercii» der «Fetzen Krämer» Zellweger von Trogen. Textilfernhandel aus Appenzell Ausserrhoden nach Lyon und Genua, 1670 bis 1820* hat sich Maya Zellweger vorgenommen, nicht nur die Geschichte ihrer eigenen Familie und der einzelnen Unternehmen aufzuarbeiten, sondern auch die Handelsbeziehungen nach Lyon und Genua miteinzubeziehen und diese im Europa des 17. bis 19. Jahrhunderts zu kontextualisieren.

Das Buch ist in fünf, weitgehend chronologisch aufgebauten Kapiteln organisiert. Im ersten Teil, *Kaufmann Zellweger – Prototyp des Wirtschaftsbürgers auf der Landschaft*, wird ein äusserst lebendiges Bild des kaufmännischen Alltags gezeichnet. Es analysiert die Wissenstransfers und die Ausbildung, die Bedeutung von geschäftlichen und familiären Beziehungen, aber auch den kaufmännischen Alltag nach Abschluss der Lehrjahre. Durch die häufige Verwendung von Zitaten aus Quellen wie zum Beispiel Briefen wird ein immersives Bild des Alltags geschaffen, das die Leserschaft in die Welt der Zellweger eintauchen lässt. Der zweite Teil, *Vor der Industriellen Revolution – Unternehmensgeschichte 1675 bis 1780*, bietet einen Überblick über die verschiedenen Handelsgeschäfte der Zellweger und beschreibt sowohl ihren Aufbau wie auch ihre Expansion nach Lyon und Genua. Maya Zellweger meistert hierbei die komplexe Aufgabe, die verschiedenen, teilweise parallel existierenden Handelsbeziehungen der Zellweger auf eine verständliche Art und Weise zu präsentieren. Der dritte Teil, *Warenflüsse – zwischen Einkauf und Verkauf*, bildet eine erste Überleitung in die Richtung der Industriellen Revolution. Zunächst wird die Bedeutung von Flachs, Flachsgarn und Leinenware für die Geschäfte der Zellweger erläutert. Mit der wachsenden Nachfrage nach Baumwolle erwuchsen dann aber Schwierigkeiten im Leinengeschäft der Zellwegers, die auch Konflikte innerhalb der Familie zur Folge hatten. Ergänzt werden diese Beschreibungen durch eine detaillierte Analyse der Waren- und Geldflüsse, die mit den Unternehmen in Verbindung standen. Da die Zellweger mit fertig appretierter Ware handelten, wird im vierten Teil, *Textilveredelung – zwischen Organisieren und Kontrollieren*, das Verhältnis der Zellweger zu Textilbleichern, -färbern, -druckern und anderen, auf Veredelung spezialisierten Fachleuten aufgezeigt. Einerseits wird dabei der hohe Grad an Spezialisierung auf einzelne Veredelungstechniken sichtbar, welche die Voraussetzung für die gefragtesten Veredelungsstätten war. Andererseits wird mit handfesten Beispielen gezeigt, was für ein Geschäftsrisiko mangelhafte oder gar fehlerhafte Verarbeitung für Kaufleute bedeutete, die wie die Zellweger auf Bestellung hin handelten und bei mangelhaften Ergebnissen ihre Aufträge nicht erfüllen konnten. Die Zellweger begannen schliesslich, zumindest die Veredelung entweder persönlich zu beaufsichtigen oder gar selbst in die Hand zu nehmen und in Trogen durchzuführen, wobei das Erreichen des geforderten Standards jeweils einen erheblichen Aufwand bedeutete. Der letzte Teil, *Nach der Industriellen Revolution – Unternehmensgeschichte 1800 bis 1820*, behandelt das Ende der zahlreichen Handelsgeschäfte der Zellweger. Mit fünf parallel existierenden aktiven Handelsgesellschaften, viel Konkurrenz durch Baumwollware aus England und unternehmerischen Fehlentscheiden kam es Anfang des 19. Jahrhunderts innert rund drei Jahren zu einer regelrechten Implosion der Zellweger Handelsgesellschaften.

Maya Zellweger schafft es, die verwobenen Schicksale dieser Unternehmen auf eine verständliche Art zu beschreiben und so ihre Analyse der 150-jährigen Geschichte abzuschliessen.

Der Autorin ist es gelungen, mit ihrer Dissertation eine hochkomplexe und verschachtelte Geschichte auf eine leicht verdauliche Art wiederzugeben. Der Studie liegt hauptsächlich die umfangreiche, in fünfzehn Briefkopierbüchern überlieferte Geschäfts-korrespondenz zu Grunde. Maya Zellwegers Recherche beschränkt sich aber längst nicht nur auf die blosse Kontextualisierung der Zellwegerischen Tätigkeiten, sondern holt weit aus, um Beschreibungen anderer Handelshäuser, Kaufleute und Produzenten wie auch die Situationen in umliegenden Gebieten miteinzubeziehen. Dank ihrem zugänglichem Schreibstil vermag sie ihre Leserschaft in eine umfassende Darstellung des Schweizer Textilhandels im Europa des 17.–19. Jahrhunderts eintauchen zu lassen. Die Rezensentin hätte sich einzig gewünscht, dass die Sorgfalt, mit der der Quellenbestand aufgearbeitet wurde, auch vom Lektorat aufgewendet worden wäre.

Maja Schimke, Bern

Marine Fiedler, *Von Hamburg nach Singapur. Translokale Erfahrungen einer Hamburger Kaufmannsfamilie in Zeiten der Globalisierung (1765–1914)*, Wien: Böhlau, 2022 (Peripherien – Peripheries: Beiträge zur Europäischen und Globalgeschichte – Contributions to European and Global History, Bd. 8), 517 Seiten, 14 Abbildungen.

Hamburger Kaufleute, ihre globalen Netzwerke, Handelsstrategien und kolonialen Verflechtungen haben in den letzten Jahren vermehrte Aufmerksamkeit erfahren. So betonen wirtschafts- und kulturgeschichtliche Studien die Verbindungen Hamburger Eliten in europäischen Metropolen ebenso wie in kolonisierte Regionen, einschliesslich grenzübergreifender Warenströme, Migrationsmuster, Ideen und Praktiken. Marine Fiedler legt mit ihrer Arbeit eine fundierte Fallstudie zur Familie Meyer vor, die ebendiese Phänomene in sich vereinte: Begründet von dem aus Franken eingewanderten Weinhändler Johann Lorenz Meyer etablierten sich im 18. Jahrhundert zunächst Familienmitglieder in der französischen Handelsmetropole Bordeaux, um in nachfolgenden Generationen nach Singapur zu gehen und sich dort wie in Hamburg zu enthusiastischen, wenn auch pragmatischen Kolonialbefürworter:innen zu entwickeln.

Fiedler geht es jedoch um mehr als koloniale Verflechtungen. Basierend auf dem umfangreichen Familienarchiv der Meyer und den darin enthaltenen über 1700 Briefen sowie ergänzenden Quellen untersucht sie mithilfe «des Konzepts der Translokalität [...] die Auswirkungen der Globalisierungsprozesse auf Praktiken, Wahrnehmungen und Zugehörigkeiten im Spannungsverhältnis zwischen Mobilität und Lokalität» (S. 13). Die Arbeit ist in der Bürgertumsforschung und verschiedenen globalgeschichtlichen Ansätzen verortet. Folgerichtig zieht sich insbesondere die Frage nach der «Entwicklung eines globalen Bewusstseins» (S. 13) als roter Faden durch die drei chronologisch angeordneten Teile.

Der erste Teil widmet sich dem Zeitraum zwischen 1765 und den 1840er-Jahren, als die Familie vor allem in Bordeaux tätig war. Hier beteiligten sich die Meyer zwar nicht am Handel mit versklavten Menschen; koloniale Verbindungen gab es über alkoholische Produkte wie Rum, Arak und Madeira-Wein aber durchaus. Angehörige der Familie Meyer lassen sich zudem als Teil «einer interkulturellen Kaufmannsgemeinschaft» (S. 91) charakterisieren, was sich unter anderem in ihren Soziabilitätspraktiken und Heiratsmustern zeige. Einige betätigten sich auch als Wahlkonsuln – eine Tradition, die sich in Singapur

fortsetzen sollte. Dennoch gelang es ihnen, während der Revolutionsjahre relativ neutral zu bleiben.

Der zweite Teil deckt die 1840er- bis 1860er-Jahre ab, in denen sich drei Familienmitglieder in der Freihandelsmetropole Singapur niederliessen. Fiedler arbeitet hier präzise heraus, wie die Meyer zu «wirtschaftliche[n] Kolonialeliten» (S. 239) wurden: Sie beschäftigten asiatische Bedienstete, verkehrten in europäischen Kreisen, betätigten sich als Konsuln und befürworteten die Idee einer «hanseatischen Expansion in Südostasien» (S. 275). Eindrücklich wird hier zum einen gezeigt, wie sich sowohl Frauen als auch Männer der Familie in ihren Briefen und Tagebüchern insbesondere gegenüber Malai:innen deutlich kolonialrassistisch äusserten, etwa indem sie Tiervergleiche zogen, vermeintliche Geschlechtslosigkeit konstatierten oder ästhetische Abwertungen vornahmen. Dieses Aneignen und Diffundieren von Konzepten wie «Rasse» und «Physiognomie» liesse sich indes auch jenseits der von der Autorin genannten tradierten «frühneuzeitlichen Vorstellungen» (S. 212) analysieren. Zum anderen zeichnet Fiedler nach, wie die Familie nach ihrer Rückkehr – analog zu britisch-indischen *nabobs* und *nabobinas* – einen Lebensstil pflegte, der ihre Verbindungen nach Südostasien betonte. Neben asiatischen Bediensteten gehörten hierzu auch ein mit Waffen, Porzellan und einer Buddha-Figur dekoriertes «chinesisches Zimmer» (S. 300) im familieneignen Landhaus sowie die Verwendung von malaiischen Begriffen.

Der dritte Teil befasst sich mit den 1870er-Jahren bis 1914, als eine neue Generation der Meyer nach Singapur, aber auch an andere Orte in Südostasien, Nord- und Südamerika sowie in das kolonisierte südliche Afrika ging. Nationalistische und kolonialistische Töne nahmen nun zu: Während Frauen weitgehend ins Private zurückgedrängt wurden, engagierten sich Männer der Familie unter anderem in völkischen Vereinen, schenkten Hamburger, Bremer und Rostocker Museen Objekte, die sie in Südostasien beschafft hatten, und beteiligten sich wirtschaftlich an kolonialen Projekten. Dass die etwa mit Plantagenunternehmungen einhergehenden Arbeitspraktiken nur am Rande thematisiert werden, ist in diesem Kontext zu bedauern.

Insgesamt liefert Fiedler mit ihrer aus einer Masterarbeit und Dissertation in Bern hervorgegangenen Monografie eine ebenso umfassende wie profunde Studie dieser translokal tätigen Kaufmannsfamilie. Jeweils sorgfältig in den aktuellen Forschungsstand eingegordnet, ist jedes der acht Kapitel und 16 Unterkapitel gewinnbringend als eigenständiger Text lesbar. Diese Vignettenhaftigkeit hat Vor- wie Nachteile: Sie erlaubt es Lesenden, verschiedene Themenschwerpunkte – Briefkultur, Konsulatstätigkeit, Reiseerfahrungen oder Selbstdarstellung in Familienchroniken – einzeln herauszugreifen, hemmt aber die Entwicklung dezidiert eigener Thesen, die durch eine stärkere Schwerpunktsetzung möglich gewesen wäre.

Der abschliessende Befund der Autorin, bei den Meyer handele es sich um eine translokale Familie, die kein nennenswertes globales Bewusstsein entwickelte, ist zweifellos richtig. Zugleich ist dies aber keineswegs die interessanteste Erkenntnis dieser Arbeit: Gerade weil der Fall der Familie Meyer, wie Fiedler betont, in vielerlei Hinsicht repräsentativ ist, lassen sich an ihm Phänomene wie die Aneignung kolonialer Denkweisen und Praktiken, der Einfluss eines intergenerationalen elitären Selbstverständnisses auf nationalistische Strömungen und ‹hanseatischen› Patriotismus, aber auch die Leerstellen bürgerlicher Korrespondenz und Familiennarrative hervorragend nachzeichnen. All diese Einsichten hält Fiedlers sehr verdiente Studie bereit. Ob sich die Meyers in ihrer Korre-

spondenz darüber hinaus auch zur Verdichtung von Zeit und Raum äusserten, scheint daneben dann fast unerheblich.

Annika Bärwald, Bremen

Claudia Opitz-Belakhal, *Die Gernlers. Eine Basler Familiengeschichte*, Basel: Christoph Merian Verlag, 2023 (Beiträge zur Basler Geschichte), 260 Seiten, 41 Abbildungen.

Stadtgeschichte als Familiengeschichte: Wer diese Verknüpfung in Zusammenhang mit Basel herstellt, denkt vermutlich an die Burckhardts, die Socins oder die Faeschs. Die Familie Gernler hingegen war in der Basler Historiografie bislang kaum verankert. Zu Unrecht, wie nun Claudia Opitz zeigt. Ausgehend von ihren Forschungen zur «Barfüsser-Mumie», der Pfarrersfrau Anna Catharina Bischoff-Gernler (1719–1787), hat sie eine zehn Generationen umfassende Familiengeschichte über das «Leben und Erleben, Heiraten, Geborenwerden und Sterben» der Gernlers «in Basel (und andernorts)» zwischen Spätmittelalter und frühem 19. Jahrhundert geschrieben. Entstanden ist ein Buch, das biografische Miniaturen zu einer «Basler Familiengeschichte» verdichtet, wobei individuelle Schicksale und Lebensleistungen ebenso berücksichtigt werden wie zentrale Ereignisse, Prozesse und Strukturen der frühneuzeitlichen Geschichte Basels.

In ihren groben Zügen gleicht die Geschichte der Gernlers jener von anderen, bekannten Basler Familien: Im Spätmittelalter aus dem Umland nach Basel eingewandert, gelang den Gernlers dank unternehmerischem Geschick, das sie zunächst in der boomenden Papierherstellung, später in der Woll- und Textilverarbeitung zeigten, sowie dank kluger Heiratsverbindungen der soziale, wirtschaftliche und politische Aufstieg. In der Folge finden wir die Familie in den Zünften, im Rat und in zahlreichen Berufsfeldern: als Professoren an der Universität und als in der Verwaltung tätige Juristen, als Kaufleute und im 18. Jahrhundert auch als Offiziere in fremden Diensten.

Besonders zahlreiche Männer der Familie waren als Pfarrer tätig. Die Pfarrfamilien stehen denn auch im Zentrum von Opitz' Buch. Denn in diesem Berufsfeld begründeten die Gernlers im 17. Jahrhundert eine eigentliche Dynastie, die in der Karriere von Lucas Gernler (1625–1675) gipfelte, der ab 1655 während zwanzig Jahren als Antistes die Geschicke der Basler Kirche lenkte. Andere Pfarrer aus der Familie verließen Basel, um etwa in Strassburg die reformierte Gemeinde zu betreuen. Hier wie anderswo wurde die dynastische Folge über die Söhne weitergeführt, die selbst Pfarrer wurden, aber ebenso über die Töchter, die in andere Pfarrfamilien einheirateten. Nicht selten wurde der Ehemann einer Gernler-Tochter zum Nachfolger des Brautvaters – eine Erbfolge, die Opitz auch in anderen Berufsfeldern beobachtet.

Überhaupt sind es die Frauenkarrieren, auf die Opitz einen besonderen Fokus legt, und es sind denn auch diese Seiten des Buches, die besonders erhellende Erkenntnisse hervorbringen. Diese gewinnt die Autorin häufig aus Leichenpredigten, die zumindest punktuelle Einblicke in einige, ansonsten nur spärlich dokumentierte Leben von Baslerinnen erlauben. Daraus rekonstruiert Opitz etwa, welchem Idealbild der frommen Hausmutter in einem an Kindern – eigenen ebenso wie Stiefkindern – und Bediensteten reichen Pfarrhaushalt die Baslerinnen folgten. Sie zeigt, wie sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts allmählich neue Bildungsziele durchsetzten, die im 18. Jahrhundert dazu führten, dass sich für Basler Bürgerstöchter ein Welschlandaufenthalt etablierte, und wie schliesslich mit der Gouvernante ein spezifischer Frauenberuf entstand. Dieses neue Berufsfeld ebenso wie die Tendenz, dass einige Frauen aus der Familie Gernler unverhei-

ratet blieben, deutet Opitz als Ausdruck einer für Frauen im 18. Jahrhundert neu entstehenden Freiheit und Unabhängigkeit.

Das Buch thematisiert anhand der Gernlers zahlreiche Facetten der Basler Geschichte, von der Wirtschafts- bis zur Alltagsgeschichte, von der Entstehung des frühkapitalistischen Verlagssystems bis zur Witwenfürsorge. Dies gelingt der Autorin, da sie die Lebensbeschreibungen stets prägnant kontextualisiert und mit anderen Familien vergleicht. Der genauen Genealogie ist dabei stellenweise schwierig zu folgen, zumal Opitz zum Schluss des Buches den Familienbegriff ausweitet. Denn 1789 lebten einige de Guernler in Frankreich, wo sie als Nonnen, Offiziere oder Unternehmer die Revolution erlitten (oder von ihr profitierten), aber kaum noch Gernlers in Basel. Opitz greift deshalb auf den Revolutionär und Reformer Johann Heinrich Wieland (1758–1838) zurück, dessen Grossmutter mütterlicherseits eine Gernler war, um ihre Erzählung bis zur Basler Revolution und zur Kantonstrennung weiterzuführen.

Opitz' Buch ist jedoch nicht nur als ein überaus relevanter Beitrag zur frühneuzeitlichen Geschichte Basels zu lesen. Darüber hinaus führt die Autorin beispielhaft vor, welche Bedeutung in der Frühen Neuzeit der familiären Herkunft sowie den familiären Beziehungen zukam, die trotz langer Abwesenheiten und auch zu entfernten Verwandten – im 18. Jahrhundert mit der zunehmenden «familiären Globalisierung» teilweise über grosse Distanzen hinweg – aufrechterhalten wurden: Materielles wurde ebenso vererbt und geerbt wie soziales Kapital, Werte, Berufe, Ansehen und Ehre. Die Familie war für die Position im Sozialgefüge ebenso entscheidend wie für die Vorsorge im Falle von Krankheit und Alter. Entscheidungen gegen den Willen der Familie waren, wie etwa die Militärkarriere des Pfarrerssohns Johann Lucas Gernler (geb. 1751) zeigt, möglich, häufig determinierte die Familienzugehörigkeit jedoch die individuellen Handlungsmöglichkeiten. Es sind solche Überlegungen und Befunde, die Claudia Opitz' Buch über den Kreis der an Basler Geschichte Interessierten hinaus auch für jene lesenswert machen, die an der Geschichte frühneuzeitlicher Familien und ihren sozialen Praktiken interessiert sind.

Daniel Sidler, Bern

Thomas Fässler, Aufbruch und Widerstand. Das Kloster Einsiedeln im Spannungsfeld von Barock, Aufklärung und Revolution, Egg: Thesis, 2019, 643 Seiten.

Im Mittelpunkt der mikrohistorisch angelegten Untersuchung steht die Einsiedler Klostergemeinschaft in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Der Autor – selbst ein Mönch des Klosters Einsiedeln – ging dabei der Frage nach, wie die Mönche Geschehnisse sowohl in der Heimat als auch in der Ferne wahrnahmen, interpretierten und wie sie darauf reagierten. In seiner Arbeit geht es also um das Verhalten der Einsiedler Benediktiner in einer sich immer stärker, bis hin zu einer existenziellen Bedrohung zusätzenden Krisensituation.

In einem ersten Kapitel werden neben den Fragestellungen der Arbeit der Forschungsstand, die Stellung der Arbeit im Forschungsdiskurs, die Methoden, Quellen und der Aufbau erörtert. Kapitel zwei und drei beschreiben die Welt der Einsiedler Mönche am Ende des 18. Jahrhunderts – von der Zusammensetzung und der Art der eigenen Gemeinschaft, über die Rechte und die aussenpolitische Ausrichtung der Fürstabtei bis hin zu den politischen Zuständen in Schwyz und der Eidgenossenschaft. Weiter wird die vorsichtige Aufnahme der Ideen der Aufklärung unter Abt Marian Müller (1773–1780) geschildert, die sich beispielsweise in den Bemühungen um eine Verbesserung des Schulwesens zeigte. Diese Entwicklungen wurden jedoch vom nachfolgenden Abt Beat Küttel

(1780–1808) nicht mehr unterstützt. Insbesondere missbilligte er die Angleichung der Lebensstile vieler Mönche an den weltlichen Lebensstil. Die Kapitel vier bis sieben widmen sich der Wahrnehmung, Beurteilung und Reaktion auf die Französische Revolution und ihrer Folgen. Dabei geht es um die in Einsiedeln spürbaren Auswirkungen, insbesondere den zahlreichen französischen Emigranten, die im Klosterdorf Unterschlupf suchten. Das sechste Kapitel behandelt die antirevolutionären Aktivitäten der Mönche, darunter etwa die finanzielle Unterstützung für Kaiser Franz II. sowie die deutliche Parteinaahme auf der Kanzel und in Publikationen. Der Autor macht aber auch deutlich, dass die Jahre zwischen dem Ausbruch der Revolution und der Aufhebung des Klosters nicht allein durch die weltpolitischen Ereignisse geprägt waren, als ob die Mönche täglich gebannt auf das entsprechende Geschehen gestarrt hätten. Seine Ausführungen zeigen, dass der klösterliche Alltag während dieser Jahre in seinen normalen Dimensionen weiterlief. Kapitel acht und neun behandeln den Einfall der französischen Truppen und die Reaktion der Mönche darauf – bis hin zu ihrer Flucht. Weiter wird in groben Zügen die Geschichte des Klosters zwischen Mai 1798 und seiner offiziellen Restitution im Jahre 1803 nachgezeichnet. Das zehnte Kapitel wirft einen Blick darauf, wie die Mönche das einschneidende Ereignis im Frühling 1798 wahrnahmen und verarbeiteten, bevor schliesslich Kapitel elf die Darstellung mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Erkenntnisse sowie einem Überblick über den Beitrag der Arbeit zum Forschungsdiskurs abrundet.

Die Arbeit zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass sie Erkenntnisgewinne in ganz unterschiedlichen Forschungsfeldern liefert. Dazu gehört etwa die Aufklärungsforschung. Der Autor zeigt, dass der aus rund hundert Mönchen bestehende Konvent keine homogene Gruppe bildete. Vielmehr existierten verschiedene Denkrichtungen und Vorstellungen. Bei einigen Konventionalen ist ein fruchtbare Integrations- und Austauschprozess zu beobachten, indem sie einzelne Ziele, Inhalte und Methoden aufklärerischer Schlüsselthemen übernahmen und darin eigene Leistungen hervorbrachten. Hierzu gehören beispielsweise die Entwicklung und Publikation eigener Reformpläne zur Verbesserung des Unterrichtswesens. Aber auch in anderen typischen Themenfeldern zeigten sich verschiedene Mönche interessiert, so in der Geschichtsschreibung, in den Naturwissenschaften, in der Ökumene, in der Hebung der allgemeinen Wohlfahrt, in liturgischen Neuerungen und im persönlichen Austausch mit aufgeklärten Zeitgenossen. Die Mönche verstanden die Aufklärung aber nicht als das vielschichtige Phänomen, als das es heute wahrgenommen wird, sondern identifizierten die Aufklärung primär mit antiklerikalen Ideen und verstanden sie somit als Bedrohung. So kommt der Autor zum Schluss, dass die Einsiedler Mönche paradoxe Weise das ablehnten, was manche von ihnen de facto taten.

Weitere Erkenntnisse liefert die Arbeit für die Forschung zur Französischen Revolution, beispielsweise hinsichtlich der Emigrantenfrage oder des Umgangs der Republik mit dem Thema der Wallfahrten ins Ausland, welche die Revolutionäre als Quelle von Unruhen betrachteten. Das Kloster bot bis zum Ende des Ancien Régimes über zweitausend Emigranten, zeitweise bis zu vierhundert von ihnen gleichzeitig, für kürzere oder längere Zeit Zuflucht. Sie machten Einsiedeln zum Treffpunkt antirevolutionär gesinnter Agitatoren, die sich hier austauschten, informierten und weitere Pläne schmiedeten.

Auch zur Netzwerkforschung leistet die Arbeit einen Beitrag. So versuchte der Fürstabt durch geschickte Kreditvergaben, aber auch über Anstellungen und Pachtvergaben, soziale Bindungen herzustellen. Als beispielsweise Franz II. um finanzielle Unterstützung bat, um den Krieg gegen Frankreich zu führen, war Einsiedeln als einziges der vielen

angefragten Schweizer Klöster bereit, Österreich mit überraschend hohen Summen zu unterstützen. Später rief Abt Beat ihn sogar um militärische Hilfe an und schrieb ihm, dass die katholische Schweiz unter «kaiserliche Beherrschung» treten wolle. Das Bekanntwerden des Schreibens zog einen politischen Skandal nach sich.

Aufgrund der europaweiten politischen, religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Vernetzung des Stiftes, ist die Untersuchung nicht nur eine Bereicherung für die Erforschung der Schweizer Klöster in der Neuzeit, sondern liefert Forschungsergebnisse weit darüber hinaus. Für seine Dissertation erhielt Thomas Fässler verdientermassen den Institutspreis 2018 des Historischen Instituts der Universität Bern.

Pascal Pauli, Zürich

Laurent Tissot, *La Suisse se découvre. Trois siècles de tourisme en question (1730 à nos jours)*, Neuchâtel: Alphil, 2023, 263 pages.

En 2000, Laurent Tissot publiait une *Histoire du tourisme en Suisse au XIX^e siècle: les Anglais à la conquête de la Suisse*. S'inscrivant dans la dynamique qui existait dans le champ, alors en plein développement, de l'histoire du tourisme et des loisirs, ce livre avait fait date tout autant qu'il encourageait la conduite d'études sur ces thématiques dans les deux décennies qui suivirent. Près de vingt-cinq ans après cette publication, Tissot propose un nouvel ouvrage, intitulé *La Suisse se découvre. Trois siècles de tourisme en question (1730 à nos jours)*, publié dans l'excellente collection «Carrefour des savoirs» de l'éditeur Livre-O-Alphil (Neuchâtel). L'auteur s'essaie ici au difficile exercice de la synthèse, ses sources se basant sur l'emploi des «recherches menées depuis une trentaines d'années et de la littérature scientifique qui s'est considérablement renforcée depuis les années 2000» (p. 13). On relèvera que le propos s'inspire des renouvellements historiographiques, en particulier l'histoire postcoloniale (dont les travaux «ont forgé l'idée d'une association entre la recherche de l'exotisme et le modelage des espaces visités dans le sens désiré par le touriste» (p. 11) et qu'il tient également compte des apports de l'histoire du genre. Enfin, l'auteur joue avec les échelles d'analyse (globale, nationale, régionale et cantonale, voire locale).

L'ouvrage a comme objectif «d'explorer l'histoire du tourisme en Suisse dans ses enchainements technico-chronologiques» (p. 11) au travers du fil rouge de la mobilité. En effet, comme l'a souvent rappelé Laurent Tissot, que ce soit lors de colloques scientifiques ou dans les médias, «sans mobilité, pas de tourisme!». Mais le contre-champ n'est pas à négliger, car en raison des enjeux économiques, culturels et politiques qui entourent le secteur du tourisme, les nombreux acteurs du «système touristique» participent activement aux développements (voire aux innovations) des transports. Ce sont ces aller-retours, ou plutôt ces enchevêtrements, que traque l'auteur au travers de cet opus divisé en deux sections composées respectivement de cinq et quatre chapitres. Fort de 263 pages, le livre offre un panorama de la mobilité touristique en Suisse telle qu'elle s'est développée durant les trois derniers siècles.

L'ouvrage bénéficie d'un style souple favorisant la compréhension du plus grand nombre tout en proposant de nombreux exemples précis (souvent avec des chiffres à la clé). Les arguments prennent solidement appui sur plusieurs tableaux, graphiques, voire des cartes. En outre, on signalera l'emploi d'un très riche corpus documentaire iconographique allant de l'affiche à la photo en passant par l'image.

Que montre le livre? En jouant sur le double sens du terme «se découvrir», à savoir connaître quelque chose de caché et se mettre à nu, il rappelle avec force que durant ces

trois derniers siècles, la Suisse est devenue un territoire privilégié du tourisme. Espace qui attire certes les étrangers et les étrangères – toujours plus loin à la ronde au fil des décennies – mais pas seulement. «La Suisse est aussi habitée. En se dévoilant et en se montrant aux touristes, les habitants et habitantes suscitent la curiosité sur ce qu'ils sont ou sur ce qu'on leur demande d'être» (p. 242). La mobilité est donc au cœur de l'ouvrage. Les modes de mobilités devrait-on plutôt dire, puisqu'au fil des pages, les lecteurs et les lectrices rencontrent le bateau, le vélo, le train, l'autocar, puis la voiture et enfin l'avion, voire l'hélicoptère.

Parmi la richesse du propos, trois apports peuvent être soulignés. Premièrement, Laurent Tissot insiste sur les enchevêtements du processus. À la manière de ce que montrent les chercheurs et chercheuses s'intéressant au domaine des communications, les modes de déplacement ne s'annulent généralement pas, mais persistent, se reconfigurent, et connaissent parfois une nouvelle «jeunesse» après avoir, dans un premier temps, subi la nouveauté. Les concurrences sont néanmoins fortes et des modes de mobilité dominants peuvent parfois être tout de même dépassés en raison de leurs coûts d'exploitation ou des représentations en vigueur dans la société (ce qui est considéré comme «lent» ou «rapide»). C'est le cas de la navigation, si importante dans les premières décennies du tourisme en Suisse au XIX^e siècle, car elle permet d'accéder aux villes en pleine expansion se trouvant aux bords des lacs, mais aussi «de voir et de contempler le spectacle de la nature» (p. 44–45). Or, dans les années 1960–1970, cette mobilité «est la grande perdante de l'émergence de moyens plus dynamiques, plus spectaculaires, plus trépidants et plus enivrants [voiture, avion]» (p. 201).

Deuxièmement, l'auteur insiste sur des éléments encore peu traités par l'histoire du tourisme en Suisse; tel le camping, alors que cette pratique est très solidement ancrée dans le pays. Au contraire de la France, où plusieurs travaux importants ont été publiés sur le sujet depuis le début des années 2000, on ne connaît encore que trop peu, pour la Suisse, les raisons de la mise en place de ces lieux, la sociologie des pratiquants et des pratiquantes ou encore les concurrences entre les différentes formes de pratiques. Tissot souligne un fait intéressant, à savoir que l'institutionnalisation des camping qui s'opère notamment avec la mise en place des camping du Touring Club Suisse (TCS) – le premier guide sur les camping du TCS date de 1950 – n'est autre que «la création d'un monde où l'ordre prévaut» (p. 165), rappelant notamment les stricts règlements des camping de ce type. Dans ce cadre, on regrettera qu'un mode de loisirs qui entraîne pourtant un déplacement (en train ou en voiture) n'ait quasiment pas été abordé dans l'ouvrage: la randonnée. En Suisse, la pratique s'institutionnalise pourtant dans les années 1930, soit à un moment particulier lors duquel le secteur du tourisme connaît une importante reconfiguration. L'organisation nationale créée en 1934 ne se nomme-t-elle pas (en français): *Association suisse de tourisme pédestre* (ASTP)?

Troisièmement, Tissot rappelle toutes les difficultés du processus. Rien n'est jamais véritablement acquis. Des rapports de force existent entre les promoteurs des mobilités, mais aussi entre ceux-ci et des groupes d'opposants et d'opposantes. Si les oppositions concernant la préservation du paysage datent du début du XX^e siècle, «la grande accélération» des années 1950 aux années 1970 – les nombreux chiffres donnés à cet effet sont éloquents, tout autant qu'ils donnent le vertige! – débouche sur d'intenses débats, voire, dans le sillage des nouveaux mouvements sociaux, sur des conflits ou des luttes. Tissot prend ainsi pour appui l'opposition musclée, et médiatisée, qui oppose en août 1976 sur les hauts de Verbier, le promoteur et homme politique valaisan, Rodolphe

Tissières, au journaliste et militant écologiste, Franz Weber. La tension qui existe entre les deux hommes autour du projet de construction d'un important héliport témoigne *in fine* de «la défense de la nature contre son exploitation à des fins touristiques, l'écologiste contre le promoteur» (p. 215).

Sans chercher à être exhaustif et en rappelant en fin d'introduction que les historiens et les historiennes restent tributaires de leurs sources, c'est indéniablement un riche tableau que propose Laurent Tissot dans cet ouvrage. Une fois encore, le Professeur émérite de l'Université de Neuchâtel ouvre des pistes et encourage la poursuite des études sur le sujet au prisme de l'histoire des nouvelles mobilités au XX^e siècle (comme l'automobile) ou de l'histoire environnementale. Cette synthèse est donc très utile pour les historiens et historiennes, les étudiants et étudiantes, mais aussi pour les journalistes spécialistes du domaine, sans oublier les acteurs et actrices du tourisme et le grand public. Sous cet angle, et sachant l'appétence de Laurent Tissot pour l'histoire publique et la transmission du savoir aux jeunes générations, le fait que le livre soit dédiée à Clara, une «future touriste», n'est sans doute pas qu'un clin d'œil personnel.

Philippe Vonnard, Fribourg

Silva Semadeni, Geboren im 19. Jahrhundert. Geschichten von fünf Puschlaver Frauen,
Ennenda: Somedia Buchverlag, 2023, 344 Seiten, rund 200 Abbildungen (s/w).

Ausgehend von einer alten Fotografie (ca. 1884) von fünf Puschlaver Frauen aus drei Generationen – drei Schwestern, ihre Mutter und ihre Grossmutter – rekonstruiert die Historikerin Silva Semadeni deren Geschichte. Die jüngste der drei Schwestern ist die Urgrossmutter der Autorin. Als Quellen dienen der Historikerin denn auch mehrheitlich Materialien aus Privatbesitz.

Die individuellen Biografien der fünf Frauen, die sich von 1816 bis 1956 über rund 140 Jahre erstrecken, sind eingebettet in die Geschichte der Bündner Zuckerbäcker. Diese betrieben im 19. Jahrhundert in vielen Städten Europas Cafés und Konditoreien von ausgesuchter Qualität. Ab Beginn des 20. Jahrhunderts wurden jedoch nach und nach fast alle geschlossen. Die Geschichten der fünf Frauen repräsentieren daher ein Stück Bündner Migrationsgeschichte mit ihren vielfältigen Facetten von Aus-, Rück- und Binnenwanderung, der Verbundenheit zwischen daheimgebliebenen und migrierenden Verwandten. Neben der Aufrechterhaltung der emotionalen Beziehung ging es in diesen Familien immer auch darum, finanzielle und soziale Angelegenheiten sowie die gegenseitige Unterstützung zu regeln.

Die Geschichte der fünf Frauen ist zugleich eingebettet in die regionale Entwicklung des Puschlav. In diesem Südtal grenzte sich lange die über Verwandtschaften eng verflochtene reformierte Minderheit von der katholischen Mehrheit über eigene Vereine, die Schule und die Kirchgemeinde ab. Im 19. Jahrhundert waren in diesem Milieu voreheliche sexuelle Beziehungen ebenso üblich wie Heiraten zwischen Cousin und Cousinen, was sich in den angehängten breit ausgelegten Stammbäumen der fünf Protagonistinnen zeigt. So spiegelt sich in den dargestellten Biografien auch die Geschichte der reformierten Puschlaver Familien, von den Olgiali und Semadeni über die Fanconi und Lardi bis zu den Matossi und anderen mehr. Obwohl wenig bekannt, spielten Frauen in diesen Familienverbänden ökonomisch eine wichtige Rolle. Nicht wenige führten als Witwen die Geschäfte weit ab von ihrem Herkunftsland weiter, andere waren zu Hause während der Abwesenheit der Männer für den Zusammenhalt der Familie sowie – wenn auch nicht formal – für den Besitz verantwortlich, aber in der alltäglichen Praxis und im Austausch

mit Verwandten. Erstaunlich auch, wie oft die Frauen selbst als Schwangere und Mütter mehrerer Kinder die langen und beschwerlichen Reisen vom Puschlav in weit entlegene europäische Städte und wieder zurück unternahmen.

Der Aufbau des Buchs ist chronologisch. Das erste und längste Kapitel behandelt die Biografie von Orsola Lardelli-Lardelli (1816–1890). Ihr Vater, der in Kopenhagen eine Konditorei führte, verunfallte im Jahre ihrer Geburt tödlich. Ihre verwitwete Mutter kehrte nach kurzer Zeit in Poschiavo zurück nach Dänemark, um seine Geschäfte weiterzuführen und später zusätzlich ein Lokal in einem Freizeitpark zu eröffnen. Orsola heiratete in Kopenhagen mit 21 Jahren ihren Cousin Giovan Giacomo Lardelli, Sohn eines Puschlaver Kaffeehausbesitzers. Sie bekam vier Kinder, die finanziellen Verhältnisse waren jedoch schwierig, 1846 ging die Konditorei ihres Mannes in der dänischen Hauptstadt Konkurs. Während sie sich in Poschiavo niederliess, brach er zusammen mit anderen Puschlavern nach Pamplona auf, wo er mit einigen von ihnen zehn Jahre später an prominenter Stelle das *Café Lardely* betrieb. Später folgte ihm die ganze Familie nach, Angelina (1840–1890) heiratete Tomaso Olgiati, den Sohn eines Partners. Doch bereits 1861 starb der Mann von Orsola und sie betrieb in der Folge den Betrieb mit den Söhnen und dem Schwiegersohn weiter. Als Mitte der 1870er-Jahre auch die eigene Tochter Angelina ihren Ehemann verlor, kehrten die beiden verwitweten Frauen nach Poschiavo zurück. Angelina Olgiati-Lardellis drei Töchter Leonita (1860–1935), Eugenia (1863–1929) und Angelina (1869–1956) sind zusammen mit ihr und der Grossmutter Orsola auf dem Familienfoto abgebildet, das Silva Semadeni zu ihrer Recherche inspiriert hat. Leonita heiratete den Churwalder Weinhändler Giovanni Jochum in Poschiavo, Eugenia lebte als Ehefrau des Puschlaver Spenglars Samuele Semadeni in Arosa und Angelina erlernte als einzige der drei Töchter einen Beruf. Sie wurde Schneiderin. Mit ihrem Puschlaver Ehemann Rodolfo Pozzy wanderte sie wieder zurück nach Spanien, wo sie in Vigo das *Café Suizo* betrieben, um schliesslich 1908 definitiv nach Poschiavo zurückzukehren, wo sie bei der Station der neuen Bernina-Bahn erfolgreich ein Chalet-Restaurant eröffneten, das Angelina drei Jahre später nach dem frühen Tod ihres Mannes bis 1934 als Wirtin weiterführte. Die meisten ihrer Kinder verliessen das Puschlav, doch migrierten sie nicht mehr ins Ausland, sondern in andere Regionen der Schweiz.

Es ist das Verdienst dieses dank den vielen Fotografien sehr anschaulichen Buches einen mikrohistorischen Einblick in noch zu wenig erforschte Aspekte der Bündner Geschichte zu vermitteln, eine wichtige Ergänzung zu Regula Pfeifers Beitrag «Zur Geschichte der Bündner Zuckerbäckerfrauen» im 4. Band der von Silke Redolfi und weiterer Historikerinnen 2008 herausgegebenen «Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubünden». Silva Semadeni verknüpft kleine einzelne Bausteine aus privaten Korrespondenzen, Taufregistern, Fotos, Zeitungsartikeln und gedruckter Werbung zu prägnanten Geschichten. Eingestreut in die verschiedenen Kapitel fokussieren – farblich hervorgehoben – kurze Darstellungen auf einzelne thematische Aspekte, die für den zeit- und ortsspezifischen Kontext von Bedeutung sind. Obwohl für ein breites Publikum geschrieben, entspricht die schön gestaltete Publikation dank den präzisen Quellenverweisen in den Fussnoten sowie der ausführlichen Bibliografie im Anhang wissenschaftlichen Anforderungen. Es ist eine lohnende Lektüre sowohl für ein regional- und sozial- als auch geschlechtergeschichtlich interessiertes Publikum.

Elisabeth Joris, Zürich

Martin Dusinberre, *Mooring the Global Archive. A Japanese Ship and its Migrant Histories*, Cambridge: Cambridge University Press, 2023 (Cambridge Oceanic Histories), 300 Seiten.

Wer *Mooring the Global Archive*, das neue Buch des Zürcher Globalhistorikers Martin Dusinberre, liest, begibt sich auf gleich zwei Reisen: Eine folgt dem Fracht- und Passagierschiff *Yamashiro-maru* und den auf ihr von Japan nach Hawai'i bzw. Australien reisenden Migrant*innen. Das Schiff und seine Passagiere dienen in Dusinberres Untersuchung als «heuristic device» (S. 5); sie bilden den Ankerpunkt des weder chronologisch noch geographisch geordneten Narrativs. Die zweite Reise, auf die Dusinberre seine Leser*innen mitnimmt, ist seine eigene räumliche und intellektuelle Suche nach dem «global archive».

Über die Rolle des Archivs für die Erkenntnismöglichkeiten historischer Forschung wurde bereits vielfach diskutiert, die Spezifika der Globalgeschichte wurden dabei aber, wie Dusinberre betont, selten betrachtet. Hier setzt sein Buch mit einer Studie über die transnationale Geschichte Japans zwischen seiner «Öffnung» Mitte des 19. Jahrhunderts und den 1920er-Jahren an.

Im ersten der insgesamt sechs Kapitel diskutiert Dusinberre das, was er «authorial metadata» (S. xxi) nennt. Er beschreibt die Entwicklung seines Projekts vom Bestreben, eine Globalgeschichte der grossen Linien zu schreiben, dazu «the epistemologies of archival position» (S. 3) selbst zu reflektieren und «[a] narrative repositioning» (S. 34) vorzunehmen. Er reflektiert die «archival traps» traditioneller biografischer Erzählung, Online-Recherchen und schriftlichen Aufzeichnungen, in denen auch er sich verfing, bevor er das Archiv verliess, um dieses neu zu betrachten und zu verorten. Dieser Schritt erlaubt es ihm, ein Gegennarrativ zu dem des aufholenden Japans zu entwickeln, wie es in der Forschung häufig dargestellt wird.

Ausgehend von einem Gemälde japanischer Migrant*innen auf einer hawaiianischen Plantage diskutiert Dusinberre im zweiten Kapitel, wie Individuen zu Migrant*innen und, durch visuelle und narrative Konstruktion, «japanisch» wurden. Das Kapitel betrachtet den Schiffstransit als Raum, der die Reisenden in die sozialen Hierarchien, *race*-Regime und kargen Lebensbedingungen der Plantagen einführte, und als «ambivalent space of nation-making» (S. 64). Dabei geht Dusinberres Analyse über die eindimensionale Erzählung vom Verlust lokaler Unterschiede und Zuschreibungen zu einer einheitlich japanischen Identität hinaus.

Anhand von Arbeitsliedern, die auf hawaiianischen Zuckerrohrplantagen gesungen wurden, analysiert Dusinberre im dritten Kapitel die Vorstellungswelten der Migrant*innen und wie sie ihre Erlebnisse interpretierten. Die Abwesenheit indigener hawaiianischer Stimmen dient dem Autor dazu, aufzuzeigen, wie Schweigen die Arbeit und das Verständnis von Historiker*innen lenkt, und zugleich dazu, das Verhältnis zwischen japanischer Arbeitsmigration und Siedlungskolonialismus zu problematisieren.

Im vierten Kapitel zieht Dusinberre eine Weltkarte der Nippon Yūsen Kaisha Schiff-fahrtsgesellschaft heran, um dreierlei zu analysieren: Japans gewandeltes Verhältnis zur Sinosphäre, Migrationsdiskurse in Australien und die Heterogenität des Britischen Empires, also das spannungsreiche Verhältnis zwischen Australien und Grossbritannien sowie die geographischen bzw. narrativ konstruierten Differenzen innerhalb des australischen Kontinents. Darüber hinaus zeigt er, dass bereits die scharfe Trennung zwischen Land und Wasser eine bestimmte Weltsicht vermittelt. Vor diesem Hintergrund schlägt Dusinberre *brackishness* (S. 171) als Analyserahmen vor, um über das Dazwischen in der Mi-

grations- und Kolonialgeschichte nachzudenken. Obgleich Dusinberre erklärt, nicht im Wettstreit der «comparative metaphorology» (ebd.) mitspielen zu wollen, ist seine Arbeit durchzogen von Metaphern. Während man darüber streiten kann, ob alles in Analogien zur Schiffsreise gelesen werden muss, so erlaubt die Metapher der *brackishness* es doch, neue Akzente zu setzen und durch die Thematisierung indigenen Wissens die Positionalität von Historiker*innen hervorzuheben.

Von der transkribierten Aussage einer auf Thursday Island (eine vorgelagerte Insel Australiens) gelandeten jungen japanischen Migrantin ausgehend, diskutiert Dusinberre im fünften Kapitel nicht nur Fragen von Gender in der Geschichte und in Archiven, sondern auch die vielen «Ichs», die an der Produktion von Quellen, ihrer Archivierung und Auswertung beteiligt sind. Im sechsten Kapitel schliesslich widmet Dusinberre sich der Geschichte dessen, was die *Yamashiro-maru* antrieb: Kohle. Er schlägt den Bogen von vorzeitlichen Farnen zur geopolitischen Rolle japanischer Kohle im Nordpazifik und in Nordostasien und zeigt Möglichkeiten auf, ein Stück Erde als Quelle bzw. die Erde als solche und in ihren mittelbaren Transkriptionen als Archiv zu begreifen und für die historische Analyse nutzbar zu machen.

Obwohl alle Kapitel auch als eigenständige Essays gelesen werden können, lohnt sich der Blick auf das Ganze. *Mooring the Global Archive* ist ein Buch über historisches Arbeiten im 21. Jahrhundert. Als solches ist es über den konkreten Untersuchungsgegenstand hinaus von Interesse für alle, die Geschichte erforschen und schreiben. Auch wenn einige beschliessen mögen, weniger offensiv als Dusinberre mit «authorial metadata» umzugehen, sollte diese Entscheidung einer bewussten Reflexion, wie die Lektüre von Dusinberres Buch sie anregt, folgen.

Anders als der Titel es vermuten lässt, ist während der Lektüre von Verankerung wenig zu spüren. «In a discipline still belatedly coming to terms with its colonial sites and sights», so argumentiert Dusinberre, «perhaps these processes of un-settling are what historians should aim for in our analyses of the global and the archival.» (S. 270). Wer schnelle Antworten und eine geradlinige Handlung sucht, nicht lesen, sondern den Text nach Thesen und Fakten scannen möchte, wird leicht den Reiz der historischen Umwege und der Detailfülle ihrer Komposition übersehen. Diejenigen aber, die sich auf die Lese-reise einlassen, werden vielfältige Erkenntnisse, Inspiration und Unterhaltung aus diesem Buch ziehen.

Susanne Quitmann, München

Gilbert Coutaz, *Trésors des Archives cantonales vaudoises*, Orbe: Château & Attinger, 2023, 231 pages.

Dans un ouvrage richement illustré et de très bonne facture, Gilbert Coutaz, ancien directeur des Archives cantonales vaudoises (ACV), propose une immersion dans les fonds d'archives, tant d'origine publique que privée, rassemblés au fil des siècles et des péripeties de l'histoire vaudoise. L'auteur renoue ainsi avec un genre qui connaît ses heures de gloire aux XIX^e et XX^e siècles, mais, ce faisant, il renouvelle sensiblement la conception et l'approche des documents: là où les érudits des siècles passés extrayaient des fonds d'archives les pièces les plus prestigieuses et les plus belles, les isolant en quelque sorte et les arrachant à leur contexte archivistique, Gilbert Coutaz s'emploie au contraire à contextualiser et à placer les documents dans leur environnement archivistique, institutionnel, historique et administratif.

L'auteur commence par brosser un «portrait» de l'institution née en août 1798, dans la foulée de la Révolution helvétique et de la création du Canton du Léman. Ces événements ont, d'un seul coup, fait passer d'importantes masses d'archives d'une fonction de justification de droits (féodaux) à celle de patrimoine historique. Dès leur origine, les ACV conservent ainsi l'un des plus importants chartriers médiévaux de Suisse. Mais elles ne détiennent pas toutes les sources de l'histoire vaudoise, et l'auteur n'ignore pas la dispersion des archives due à des réalités administratives qui ont longtemps voisiné et se sont chevauchées sur un territoire donné (autorité savoyarde, puis bernoise, principauté épiscopale de Lausanne, etc.), ainsi qu'aux aléas de l'histoire. Une particularité vaudoise consiste dans la très forte tradition communale, qui explique que les archives des communes constituent une part non négligeable du patrimoine documentaire cantonal. À ce titre, le canton dispose de la plus grande collection d'inventaires d'archives communales, du Moyen Âge à la Révolution de 1798. Cette dernière, consacrant le statut patrimonial des archives des anciennes autorités, aura une lente influence sur l'ouverture au public – d'abord constitué d'érudits – et sur le développement de l'histoire régionale et des sociétés savantes.

Au fil des siècles, les fonds d'archives se sont accumulés, la place a souvent manqué et Gilbert Coutaz retrace les métamorphoses des bâtiments des ACV, du beffroi de la cathédrale de Lausanne (1798), à la rue du Maupas 47 (1954), puis enfin au Centre de La Mouline (1985), à Chavannes-près-Renens. Ce bâtiment d'archives, désormais exclusivement réservé aux ACV et voisin du campus universitaire, est le signe que les autorités reconnaissent alors à l'institution «un rôle de diffusion de la connaissance et de laboratoire de la recherche». Au 1^{er} mars 2019, les AVC conservaient plus de 37 kilomètres linéaires d'archives, constituant l'un des plus importants et des plus riches centres d'archives publiques de la Suisse.

L'auteur revient ensuite aux différentes facettes mémoriales incarnées par les archives: mémoire géographique et territoriale, pratiques scripturaires et diplomatiques apparues tôt, techniques reproductrices et technologies de l'information jusqu'à nos jours, structures administratives et politiques changeantes, pratiques archivistiques, avec leurs permanences et mutations récentes. Dans la conclusion de la première partie, Gilbert Coutaz brosse un tableau des enjeux actuels du métier d'archiviste. Ce dernier, travaillant sur le temps long, ne peut cependant ignorer les conséquences systémiques induites par l'arrivée des «nouvelles technologies» et des exigences – parfois contradictoires – de la société de l'information. L'auteur évoque avec conviction la nécessité, pour l'archiviste, d'être homme ou femme de son temps, sans ignorer la valeur universelle de l'inventaire d'archives et de la démarche d'évaluation, sans lesquels le métier d'archiviste est voué à la disparition. Assurer la disponibilité de la mémoire d'hier, œuvrer à la constitution de la mémoire d'aujourd'hui, anticiper sur les besoins et quêtes de mémoire de demain, tels demeurent les défis de l'archiviste du XXI^e siècle.

La première partie de l'ouvrage est judicieusement ponctuée d'encadrés mettant le projecteur sur des thèmes spécifiques comme les archives des communes et paroisses, celles des notaires ou encore les campagnes de numérisation menées depuis plus de 20 ans par l'institution, en collaboration avec des partenaires.

La seconde partie de l'ouvrage, titrée «Catalogue de documents», présente dans toute leur diversité et leur matérialité des documents regroupés par période de l'histoire vaudoise: période épiscopale et savoyarde (par exemple en 997, avec la confirmation des biens en Alsace de l'abbaye de Payerne par l'empereur Othon III); période bernoise (plan

du territoire de la seigneurie de Lausanne, 1665–1680, illustration d'un fonds exceptionnel de plans cadastraux de l'Ancien Régime; premiers recensements de la population, 1764–1798); période helvétique (premier drapeau du Canton du Léman, vert et blanc, avec la devise «Liberté et Patrie», en mars 1798); période cantonale et contemporaine (assainissement de la plaine de l'Orbe rendu possible grâce à la première correction des eaux du Jura dans les années 1860). Le catalogue fait une belle place à des documents d'origine privée, démonstration du haut intérêt que présente ce type d'archives dans une institution d'archives publiques (par exemple, plans du château néogothique de l'Aile à Vevey, vers 1840; documents relatifs à la traite négrière et aux intérêts de familles vaudoises dans ce commerce au XVIII^e siècle; drapeau de la Commune de Paris pris par le caporal Claveau sous les ordres de Daniel Vincent Cérésole, 1871; photographies de l'Association pour les droits de la femme, années 1990; archives de fleurons industriels vaudois tel que Paillard-Hermès-Précisa, 1814–1989; archives de l'écrivain et parolier Émile Gardaz). L'accent mis sur les fonds privés témoigne d'une longue tradition d'accueil et d'une politique active d'acquisition menées par les ACV depuis plusieurs décennies. Le catalogue se termine, comme un clin d'œil, sur des documents relatifs à l'abattage du loup et de l'ours (1834) et la réclamation de primes d'abattage. Suivent une chronique très détaillée de plus de deux siècles de vie des ACV et une bibliographie non moins détaillée.

Contrairement à ce que son titre pourrait faire craindre, l'ouvrage de Gilbert Coutaz évite soigneusement les pièges du genre qui risque souvent de perpétuer la caricature du métier d'archiviste, «brasseur de vieux papiers poussiéreux et de rebuts pour savants miteux» (p. 81). Dans son ouvrage, l'auteur, tout en éclairant les trésors des ACV, ne manque de replacer ces derniers dans un contexte historique et archivistique. Ses textes sont éclairants et constituent un véritable «discours d'archives», encore trop rare dans notre pays. Trop longtemps, les archivistes ont laissé d'autres (historien.ne.s et autres utilisateurs) s'approprier un discours contestable et contesté sur le statut et la valeur des archives. Voici un geste qui comble une lacune et devrait inspirer la profession.

Alexandre Dafflon, Fribourg

Severin Thomi, Felix Staehelin und die römische Schweiz. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte, Basel: Schwabe, 2024 (Antike nach der Antike, Bd. 4), 527 Seiten, 4 Abbildungen.

Das Leben von Felix Staehelin (1873–1952) verlief in geordneten Bahnen. Abgesehen von einigen Studiensemestern in Bonn und Berlin und einer kurzen Zeit als Lehrer in Winterthur verbrachte er es in seiner Vaterstadt Basel, wo er *utrimque nobilis* (seine Mutter war eine Burckhardt) zum ‹Daig› gehörte. Im Jahre 1906 habilitierte er sich als erster Althistoriker in der Schweiz, aber erst 1931 wurde für ihn eine althistorische Professur geschaffen und 1937 ein Ordinariat. Ein eigenes Seminar für Alte Geschichte begründete er 1934. Der wissenschaftlichen Nachwelt ist Staehelin durch sein Hauptwerk *Die Schweiz in römischer Zeit* in Erinnerung geblieben, das zwischen 1927 und 1948 in drei Auflagen erschien und bis heute als gründliche Regionalstudie zum Imperium Romanum ihresgleichen sucht.

Dieselbe gründliche Vorgehensweise kann der Berner Dissertation von Severin Thomi bescheinigt werden – hinsichtlich der Auswertung der archivalischen Quellen wie auch der Literatur. In einem ersten Teil arbeitet er die Bedeutung des Umfelds in Basel für die wissenschaftlichen Anfänge von Staehelin heraus, wo sein Onkel Jacob Burckhardt

und der Alphilologe Ferdinand Dümmler ihn besonders prägten, dann die anregende Gelehrtenwelt in Berlin. Gut zeigt Thomi, wie zielstrebig Staehelin in seiner *Geschichte der kleinasiatischen Galater* (Basel, 1897) eine Arbeit vorlegte, die, nicht nur für eine damalige Dissertation völlig ungewöhnlich, in einer zweiten Auflage zu einem Standardwerk wurde (Leipzig, 1907). Dass er damit bereits im Bereich des Keltischen angelangt war, mag zufällig sein, ist aber dennoch bemerkenswert.

Die Hinwendung zur römischen Schweiz war für den Althistoriker aus zwei Gründen naheliegend. Zum einen führte ihn seine Mitwirkung an den Basler wissenschaftlichen Vereinigungen notwendig zur Beschäftigung mit der nahe gelegenen Ruinenstätte von Augst, zum anderen gab es noch kaum akademisch gebildete Ur- und Frühhistoriker in der Schweiz, die das Thema von der archäologischen Seite her hätten in Angriff nehmen können. Die einzelnen Schritte durch Vorlesungen und erste Publikationen hin zum umfassenden Werk werden von Thomi sorgsam verzeichnet, ebenso dessen Bedeutung für die wissenschaftliche Reputation Staehelins und die Festigung seiner Position an der Universität Basel klar herausgestellt.

Der gewichtige letzte Teil der Arbeit ist der umfassenden Würdigung der *Schweiz in römischer Zeit* gewidmet. Dass Staehelin diesen Titel wählte, kann Thomi anhand einer brieflichen Äusserung auf die Zeitgeschichte zurückführen. Angesichts der Ansprüche Mussolinis auf das Tessin im Namen eines neubelebten Römertums fand Staehelin, dass der von ihm eigentlich bevorzugte Titel *Die römische Schweiz* politisch bedenklich sei (S. 434). Völlig ablehnend verhielt sich Staehelin dann auch zur nationalsozialistischen Ideologie in Deutschland, wie er unter anderem in zwei Vorträgen zum 2000-Jahre Jubiläum des Augustus deutlich machte (S. 443–453).

Sehr erhellt behandelt Thomi die Disposition des Werkes in den drei Teilen Geschichte – Kultur – topographischer Anhang (S. 354–365). Staehelin schrieb als ein Historiker, der allerdings damit konfrontiert war, dass die literarischen Quellen der Kaiserzeit nur sehr spärlich und nur für einige einzelne Episoden etwas über das Gebiet der heutigen Schweiz berichten. Deshalb reicherte er – anders als sein grosser Vorgänger Theodor Mommsen in *Die Schweiz in römischer Zeit* (Zürich, 1854) – den geschichtlichen Teil um die Darstellung der militärischen und administrativen Verhältnisse an. Als Historiker zeigte sich Staehelin auch darin, dass er die Ergebnisse der zunehmend dichteren archäologischen Forschungen in der Schweiz zwar sorgfältig verfolgte und im engen Kontakt mit den wichtigsten Archäologen auf den jeweils neuesten Stand zu bringen versuchte, dass er aber an ihnen immer nur so weit interessiert war, wie sie für die Geschichte und Kultur der Schweiz von Belang waren (S. 386–402). Die wichtigsten Fund- und Grabungsorte führte er nur knapp alphabetisch im Anhang vor. Exemplarisch für die Zusammenarbeit mit der Archäologie behandelt Thomi insbesondere das Verhältnis zu Karl Stehlin und Rudolf Laur-Belart.

Viel Mühe gibt sich Thomi, um den Oberbegriff der *Kultur* zu klären, unter den Staehelin den zweiten Teil seines Werkes gestellt hat, um «Straßen und Pässe», «Siedlung und Wohnung», «Wirtschaft», «Öffentliches Leben und Gesellschaft», «Geistiges Leben» und endlich «Religion» darzustellen (S. 409–424). Gewiss zeigt der Begriff den Einfluss des Konzepts der Kulturgeschichte, wie es sich im 19. Jahrhundert entwickelt hatte und wie es insbesondere durch Jacob Burckhardt geprägt worden war. Sein Onkel war für Staehelin nicht nur in seinen Anfängen wichtig. Er hat sich mit ihm zeitlebens beschäftigt und er hat auch an der Gesamtausgabe der 1920er-Jahre von Burckhardts Werken wesentlich mitgewirkt. Die klar und lebendig, aber durchgehend nüchtern-positiv

vistische Schreibweise Staehelin ist aber fern von jedem besonderen theoretischen Anspruch. Thomi erkennt das auch schliesslich selbst: «Eine ruhige, «bedächtige» Art des Arbeitens, ein gewisser Pedantismus trifft sich in seinem Habitus mit einer tatsachenorientierten Vorstellung von Geschichte» (S. 422). Grundlegend war aber, wie Thomi richtig hervorhebt, für Staehelin das Konzept der «Kontinuität der Kultur». In ihr sah er die Rechtfertigung für seine Darstellung der römischen Schweiz, nicht in der Behauptung einer ethnischen oder politischen Kontinuität bis in seine Gegenwart (S. 431).

Thomi bietet eine sehr reflektierte, umfassende Darstellung der wissenschaftlichen Laufbahn Staehelins, insbesondere aber der Entstehung und Bedeutung seines Werkes *Die Schweiz in römischer Zeit*. Entgegen der in Basel tradierten Vorstellung, er habe im Schatten der dominierenden Klassischen Philologie eines Peter Von der Mühll und Harald Fuchs gestanden, wird er auf diese Weise ins rechte Licht gerückt.

Jürgen von Ungern-Sternberg, Riehen

Jasmin Welte, Helmut Berve und die Alte Geschichte. Eine deutsche Biographie, Basel: Schwabe, 2023 (Antike nach der Antike, Bd. 3), 393 Seiten.

Die Geschichte der Geisteswissenschaften während der NS-Zeit war lange Zeit ein Tabuthema. Dass jene der Alten Geschichte heute gewiss die am besten erforschte ist, wird vor allem zwei Ordinarien dieses Faches verdankt: Karl Christ, der in Marburg eine wissenschaftshistorische Schule begründet hat, der auch der als Eisbrecher anzusprechende Autor des Pionierwerkes von 1977 *Nationalsozialismus und Antike* Volker Losemann angehört, und dem 2006 nach Bern berufenen Stefan Rebenich, der viele essentielle Einzelstudien zu diesem Thema veröffentlicht hat. Eine Monografie über den bedeutendsten deutschen Althistoriker der NS-Zeit Helmut Berve (1896–1979) war bisher gleichwohl ein Desiderat; ein magistraler, auch schon umfangliches Archivmaterial verwertender Aufsatz Rebenichs aus dem Jahr 2001 wies freilich schon alle Qualitäten einer *summa* einer Monografie über Berve auf.⁷ 2020 hat Jasmin Welte, eine Schülerin Rebenichs, mit einer einschlägigen Dissertation in Bern promoviert und diese nun in «leicht überarbeiteter» (S. 9) Form im Druck vorgelegt.

Ganz allgemein gilt, dass unser Wissen über Leben und Wirken Berves durch den vorzüglich recherchierten und strukturierten Band in vielerlei Hinsicht bedeutend erweitert und vertieft wird, wobei hervorgehoben sei, dass in den drei Kapiteln «1943–1949: Entlassung und Rehabilitierung», «1949–1967: Nachkriegszeit – Fortsetzung der Arbeit und Pflege der Netzwerke» und «1967–1979: Nestor der Alten Geschichte» auch den Lebensabschnitten nach 1945 eine ausführliche Darstellung zuteil wird. So wissen wir nun, dass Berve während des Ersten Weltkriegs «durchaus froh war, nicht eingezogen worden zu sein», und sein damaliges «Hangen und Bangen» nicht der Ermöglichung, sondern der Vermeidung eines Opfergangs für das Vaterland galt (S. 32). Höchst bemerkenswert ist etwa auch die Erwartung des jungen Berve bei Kriegsende 1918 «Der Nationalitätenhass [...] löst sich langsam wieder auf zu einem gemeinsamen Ganzen der indogermanischen Völker, die ihren Feind – denn ohne Feind ist nun einmal kein Leben möglich – in der gelben Rasse, als der stärksten der übrigen Rassen, suchen werden» (S. 41 f., Brief vom 13. 10. 1918; die «indogermanischen Völker» werden offenbar schon hier als «Rasse» an-

⁷ Stefan Rebenich, Alte Geschichte in Demokratie und Diktatur: Der Fall Helmut Berve, in: *Chiron* 31, 2001, S. 457–496.

gesehen). Da hier eine höchst umfängliche Materie auf vergleichsweise engem Raum⁸ traktiert werden musste, war wohl nicht zu vermeiden, dass einige Angaben unvollständig oder fehlerhaft ausgefallen sind. Im Personenregister vermisst man etwa die Namen antiker Granden wie Perikles oder Sokrates, über die sich Berve während der NS-Zeit in sehr markanter Weise geäussert hat. In Anlehnung an Luciano Canfora⁹ formuliert die Verfasserin auf S. 83 zudem unglücklich: «Berve übernahm von Spengler nicht nur die Überzeugung, dass ‹Universalgeschichte› nicht zu betreiben sei, sondern auch die Ansicht, dass Völker lebendige Organismen seien [...].» Dabei hat Rebenich auf Berves eigene Missbilligung hingewiesen, dass Spengler «nicht die Völker, sondern die Kulturen als «organische Lebewesen» verstanden habe.¹⁰

Trotz dieser Monita handelt es sich beim vorliegenden Band zweifellos um eine höchst begrüssenswerte Neuerscheinung, die ganz dazu angetan ist, den Vorsprung der Althistorie bei der Erforschung sogenannter «Verstrickungen» speziell altertumswissenschaftlicher Fächer in der Weimarer Republik und NS-Zeit weiter auszubauen.

Martina Pesditschek, Wien

Daniel Nerlich, Matthias Wiesmann (Hg.), «Weltengänger» in krisenhaften Zeiten. Der Winterthurer Industrielle und Diplomat Hans Sulzer (1876–1959), Zürich: Chronos, 2023 (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte des Instituts für Geschichte der ETH Zürich), 240 Seiten.

Für kaum eine Persönlichkeit der jüngeren Schweizer Wirtschaftsgeschichte wäre es passender, deren Biografie als Sammelband herauszugeben, als für Hans Sulzer-Weber. Als er im Januar 1959 im Alter von 82 Jahren verstarb, veröffentlichten Zeitungen von Winterthur über Zürich bis nach New York zahlreiche Todesanzeigen und Nachrufe. Sulzer war eine, wenn nicht die zentrale Figur des Schweizer Unternehmertums der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Endlich widmet sich nun ein von Daniel Nerlich und Matthias Wiesmann herausgegebener Sammelband dieser faszinierenden Person. Ermöglicht wurde dieses Buch durch die Schenkung von Sulzers umfangreicher Korrespondenz an das Archiv für Zeitgeschichte durch dessen Nachkommen. Sulzer nahm in seinem Leben unterschiedliche Rollen ein: Unternehmer an der Spitze eines Grosskonzerns, prägender Wirtschaftspolitiker in Wirtschaftsverbänden, Handelsdiplomat in zwei Weltkriegen und ein Netzwerker in unzähligen Verwaltungsräten. Der Sammelband widmet sich diesen unterschiedlichen Rollen von Sulzer mit sechs thematisch strukturierten Beiträgen.

Der Beitrag von Miguel Garcia übernimmt dabei eine vielseitige Rolle. Er skizziert einerseits Sulzers familiäre patrizische Herkunft und seine Ausbildungsjahre, andererseits zeigt er auch mit einem lokalhistorischen Ansatz das vielfältige Wirken Sulzers in seiner Heimatstadt Winterthur – sei es als Unternehmer und Arbeitgeber, lokal in Politik und

⁸ 393 Seiten bei einem Format 16x22,5 cm; demgegenüber standen bei der jeder Bewunderung werten Monografie über den Berve-Schüler Franz Hampl jedenfalls 696 Seiten bei einem Format 18x24,5 cm zur Verfügung: Claudia Deglau, Der Althistoriker Franz Hampl zwischen Nationalsozialismus und Demokratie. Kontinuität und Wandel im Fach Alte Geschichte, Wiesbaden 2017 (Philippika, Bd. 115).

⁹ Luciano Canfora, Politische Philologie. Altertumswissenschaften und moderne Staatsideologien, Stuttgart 1995, S. 143.

¹⁰ Rebenich, Der Fall Helmut Berve, S. 469, Anm. 63. Siehe auch Christoph R. Hatscher, Alte Geschichte und Universalhistorie, Stuttgart 2003 (Historia Einzelschriften, Bd. 169), S. 33.

Vereinen engagierter Bürger oder als Bauherr einer Herrschaftsvilla. Garcias Beitrag wirft dabei interessante erste Schlaglichter auf das Leben Sulzers.

Florian Adank analysiert die unternehmerische Tätigkeit Sulzers an der Spitze der Gebrüder Sulzer. Dabei folgt er zunächst seiner Karriere im Familienunternehmen, die ihn in die oberste Geschäftsleitung der «Exportfirma par Excellence» brachte. In der Folge arbeitet Adank anhand gut gewählter Zeitperioden geschickt die Entwicklung des Winterthurer Konzerns, aber auch die Handlungsmöglichkeiten Sulzers an der Spitze heraus. Diese waren, wie der Autor überzeugend zeigt, insbesondere durch familiäre Dynamiken, etwa in der Auseinandersetzung mit seinem Bruder Carl Sulzer-Schmid oder mit der vorherigen Generation, zu jedem Zeitpunkt beschränkt.

Pierre Eichenbergers Fokus liegt auf Sulzer-Webers Rolle als Netzwerker und Verbandsfunktionär. Als «Big Linker» in wichtigen Schweizer Verwaltungsräten und als Präsident wichtiger Wirtschaftsverbände (insbesondere dem Vorort) erscheint Sulzer so als zentrale Figur der Schweizer Wirtschaftselite der Zeit. Daneben zeigt der Beitrag durch Sulzers Engagement in der Internationalen Handelskammer (ICC) auch die transnationale Dimension seines Wirkens auf. Zu Recht verweist Eichenberger abschliessend auf die Widersprüchlichkeit der Figur Sulzers, der zwar als überzeugter Liberaler der staatlichen Einmischung in die Wirtschaft äusserst kritisch gegenüberstand, zugleich aber ein zentraler Akteur in der von zeitgenössischen Beobachtern beschriebenen «Verpolitisierung der Wirtschaft» und «Verwirtschaftlichung der Politik» war.

Sulzer nahm während den beiden Weltkriegen eine Schlüsselrolle in der Schweizer Wirtschaftsdiplomatie ein. Im Ersten Weltkrieg war er Teil der Schweizer Gesandtschaft in den USA und im Zweiten Weltkrieg führte er Verhandlungen in London und Berlin. Dieser wichtigen Station in Sulzers Karriere widmet sich Florian Weber in seinem überzeugenden Beitrag. Weber zeigt, wie Sulzer im Ersten Weltkrieg treibende Kraft hinter der diplomatischen Annäherung der Schweiz an die USA wurde und charakterisiert den Winterthurer so als «Transatlantiker der ersten Stunde». Der ausgezeichnete Beitrag zeigt, durch die Linse Sulzers und angereichert mit äusserst interessanten Quellenzitaten aus dessen persönlicher Korrespondenz, die Handlungsmöglichkeiten, Erfolge und auch Misserfolge der Schweizer Wirtschaftsdiplomatie während den Weltkriegen auf und regt an zu weiterer Forschung.

Eva Schumachers Beitrag widmet sich der Frau an Sulzers Seite und kann als Biografie innerhalb einer Biografie verstanden werden. Elisabeth Weber war als Tochter eines wohlhabenden Winterthurer Industriellen eine standesgemässe Partie; das Paar heiratete 1917. Schumacher beschreibt in der Folge insbesondere ihre Rolle als Diplomaten- und Industriellengattin in verschiedenen Abschnitten der Karriere ihres Mannes. Als regelrechte *Socialite* spielte Weber während Sulzers Zeit in Washington eine wichtige Rolle in der informellen Diplomatie, in dem sie Beziehungen zu anderen Diplomaten und deren Gattinnen knüpfte und pflegte. Schumacher zeigt ein faszinierendes Portrait einer bisher unbekannten Figur und illustriert einmal mehr, dass auch Frauen in der Wirtschaftselite und Diplomatie zentrale Rollen spielen. Allerdings hätte dieser Beitrag davon profitiert, wenn er in einer breiteren Forschungsdiskussion über die Rolle der Frau in der Wirtschaftselite situiert worden wäre.

Sulzer war wenig überraschend ein entschiedener Verfechter des Liberalismus. Andrea Franc versucht in ihrem Beitrag, die Rolle von Sulzer in den internationalen Unterstützungsnetzwerken der neoliberalen Bewegung rund um die *Mont-Pélerin-Society* (MPS) aufzuzeigen. Diese Bewegung wurde bis jetzt vor allem vor einem wissenschafts-

und geistesgeschichtlichen Hintergrund mit Fokus auf den intellektuellen Debatten innerhalb dieses Zirkels untersucht. Franc schlägt vor, durch Persönlichkeiten wie Sulzer den Blick etwas breiter zu fassen und so auch Unterstützer:innen aus der Wirtschaft in den Blick zu nehmen. Franc beschreibt in der Folge in groben Zügen die Entwicklung der neoliberalen Bewegung in der Schweiz mit einem Fokus auf der Rolle des Schweizerischen Instituts für Auslandforschung (SIAF), das eine wichtige Rolle in der Finanzierung von neoliberalen Denkern wie Wilhelm Röpke spielte. Welche Rolle Sulzer in diesen Netzwerken genau zukam, bleibt allerdings unklar. Der Beitrag kann jedoch als wichtiger Anstoss zu einer breiteren Erforschung der engen Verflechtung der intellektuellen Bewegung der Neoliberalen und unternehmerischen Unterstützungsnetzwerken verstanden werden.

Schliesslich fasst Tobias Straumann zusammen und unterstreicht die Rolle Sulzers in der von ihm postulierten «Zweiten Gründung der Schweiz» zwischen den beiden Weltkriegen: der permanenten Umgestaltung des Bundes vom situativ agierenden Minimalstaat, zur Zeit nach den Kriegen, «in der die eidgenössische Politik alles andere übertrugte.» (S. 214). Straumann setzt Sulzer damit in eine Reihe von prägenden Figuren der Schweizer Geschichte des 20. Jahrhunderts wie etwa Bundesrat Edmund Schulthess, Bauernführer Ernst Laur oder dem Diplomaten Walter Stucki, die alle vor der «zweiten Gründung» geboren und sozialisiert wurden, sich dann aber mit den neuen Umständen zu arrangieren hatten und diese in ihrem Sinn zu beeinflussen versuchten.

Der mit zahlreichen Fotos aus dem Sulzer'schen Familienarchiv hervorragend illustrierte und mit einem hilfreichen Glossar zu Lebenslauf, Engagement und wichtigen Personen im Leben von Sulzer versehene Sammelband ist absolut lesenswert und zeigt auf, wie viel Schweizer Geschichte in einer Person stecken kann. Einzig zu bemängeln sind die etwas gar unterschiedlichen Flughöhen der einzelnen Beiträge: während sich die Beiträge von Garcia und Schumacher eher an ein lokalhistorisch interessiertes Publikum richten, beziehen sich die Beiträge von Eichenberger oder Franc auf internationale Forschungsdebatten. Dies ist allerdings auch dem vielfältigen Leben und Wirken Sulzers geschuldet. Aufmerksame Leser:innen werden zwar einige Wiederholungen und Redundanzen in den Texten finden, doch diese halten sich im Rahmen und mindern den Lesefluss nicht. Bleibt zu hoffen, dass es weitere Nachkommen von Wirtschaftsführer:innen den Sulzern gleichmachen und die Familienarchive für die Forschung öffnen. Wie das hervorragend gestaltete Buch zeigt: Es lohnt sich.

Jonas Plüss, Zürich

Wolfgang Wahl, Jakob Wolfensberger (1893–1971). Unternehmer, Geschichtsfreund, Wohltäter, Zürich: Chronos, 2023, 232 Seiten, durchgehend illustriert.

Mit der Trias im Untertitel seiner Biografie über den Zürcher Oberländer Giessereiunternehmer Jakob Alfred Wolfensberger benennt der Autor die drei zentralen Tätigkeitsfelder des von ihm Porträtierten. Der Selfmademan Wolfensberger war Gründer und prägende Figur seiner nach ihm benannten Giesserei in Bauma. Als Laienarchäologe interessierte er sich u. a. mit eigenen Grabungen für die Geschichte der Burg Alt-Landenberg und ihrer Bewohnerinnen und Bewohner. Und als Patron alter Schule kümmerte er sich – je nach Blickwinkel selbstlos oder berechnend – um Bedürftige.

Wolfgang Wahl ist auf die Tösstaler Regionalgeschichte spezialisiert. Seine Monografie deklariert er in begrüssenswerter Offenheit als Auftragsarbeit der Nachkommen von Wolfensberger. Nach dem Verkauf der Unternehmung unterstützten diese die Sicherung des schriftlichen Nachlasses Wolfensbergers im Chronikarchiv Bauma. Während das

historische Firmenarchiv der Wolfensberger AG 2019 unglücklicherweise «entsorgt» worden ist, bildet dieses personenbezogene Konvolut zusammen mit sechzehn vom Autor geführten Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen die Quellenbasis der Publikation.

Die Biografie gliedert sich in vier Teile mit jeweils einem kleinen Fazit. Das Kapitel *Familie* verweist auf die Herkunft aus vergleichsweise privilegierter Arbeiterschicht in Bauma. Vater und Onkel arbeiteten als Schlichter und Webermeister in der lokalen Weberei Jucker. Als einziger Sohn nebst vier Schwestern hielt Jakob Wolfensberger als Fünfzehnjähriger etwa die anstrengende Arbeit im privaten Waldstück schriftlich fest, das der Vater 1905 erworben hatte. Nach der Sekundarschule in Bauma folgte eine Lehre als Maschinenschlosser bei der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik (SLM) in Winterthur. Und nach dem Tod des Vaters studierte Wolfensberger am Technikum Winterthur mit Hilfe von Stipendien und Arbeitseinsätzen bei der SLM.

Das zweite Kapitel *Unternehmer* ist das deutlich umfangreichste und die Auslegerordnung einer alles andere als geradlinig verlaufenen beruflichen Karriere als Maschinen-, Motorenmechaniker und Entwickler. Frühe Wanderjahre führten Wolfensberger und seine junge Familie zunächst nach Schaffhausen, Wallisellen und Freienstein, wo er als Betriebsleitungsassistent in Textilfirmen arbeitete. Lohnkürzungen liessen ihn anfangs der 1920er-Jahre nach selbstbestimmten Alternativen Ausschau halten. Den Traum einer eigenen Giesserei versuchte Wolfensberger zunächst in Albisrieden zu realisieren. Innerhalb eines Jahres hatte er dort aufgrund der Nachkriegsdepression die Ersparnisse seines Vaters ««glückli dureta gha», wie er später bekannte. Auch die Rückkehr ins Tössatal gestaltete sich wirtschaftlich schwierig. Die erste Giesserei Finsternau in Steg war ein Kleinstunternehmen, in welchem der Vermieter zwar zum Geschäftspartner wurde. Aber die finanzielle und geschäftliche Verflechtung war problematisch. Unstimmigkeiten brachten die Beteiligten gar vor Handelsgericht und Friedensrichter. Zudem prägten Geldforderungen von Lieferanten jene Jahre, in denen Wolfensberger nebst anderen Rieter in Winterthur oder Escher Wyss in Zürich mit Produkten wie Kanalisationsguss, Schachtdeckeln oder Maschinenteilen belieferte. Mit der Übernahme der Walzmühle in Bauma 1925 begann schliesslich eine jahrzehntelange Entwicklung der Giesserei Wolfensberger von der Einzelfirma zur Aktiengesellschaft mit rund 180 Angestellten Mitte der 1960er-Jahre.

Im Kapitel *Geschichtsfreund* widmet sich der Autor der Passion Wolfensbergers für Geschichte und Archäologie. Aus dem Bedürfnis heraus, die eigene Herkunft über schriftliche Aufzeichnungen hinaus zurückzuverfolgen, kaufte er 1957 den Burghügel Alt-Landenberg in Bauma und begann im Folgejahr mit eigenen Grabungen. Mit der gleichzeitig entstehenden kantonalzürcherischen Denkmalpflege und deren Vertretern entspannte sich in der Folge eine jahrelange Auseinandersetzung um Grabungsmethodik und Fundinterpretation. Während die Wissenschaft in ihrem Abschlussbericht zur Burg nicht über das 12. Jahrhundert hinausging, datierte Wolfensberger selbst «in seinem ‹Burgenfieber› und Erkenntnisdrang» archäologisch unkontextualisierte Fundstücke grosszügig bis 2000 v. Chr.

Das abschliessende kurze Kapitel *Werthaltungen* skizziert Wolfensberger als Patrioten mit überschaubarer militärischer Karriere als Batteriemechaniker der Festungstruppen im Ersten und als Hilfsdienst-Füsiler im Zweiten Weltkrieg. Mit den Idealen der Geistigen Landesverteidigung identifizierte er sich immerhin derart, dass er sich von der Sektion Heer und Haus der Armee als Korrespondent rekrutieren liess. In der Nachkriegszeit zeigte Wolfensberger seine soziale Seite, indem er eine Reihe kriegsversehrter Kinder zur Erholung aufnahm oder Ausgebombte in Deutschland, Österreich und Finnland mit

«Liebesgaben»-Paketen versorgte. Nach seinem Austritt aus der reformierten Kirche nutzte er den frei werdenden Betrag der Kirchensteuer für die Unterstützung von Kinderheimen oder des Arzthauses Bauma.

Wohl teilweise quellenbedingt an der Oberfläche bleiben Wolfensbergers Geschäftsreisen vor und während des Zweiten Weltkriegs «ins ‹Dütsch use›» oder das Verhältnis zu Frauen sowie deren Rollen. Kurze mündliche Zeitzeugnisse deuten lediglich an, dass Wolfensberger etwa seine Lebenspartnerin und Mutter der gemeinsamen acht Kinder, Wilhelmina Heusser, «in Krisenzeiten [...] ‹mängmal echli› alleine gelassen» habe oder nach deren Tod mehrere Frauen nebst Haushälterin, Reisebegleiterin oder Buchhalterin «auch mehr» für Wolfensberger waren.

Wolfgang Wahl legt eine von seinen Spezialkenntnissen der Region profitierende detailreiche und mit vielen Zitaten aus den Interviews schöpfende Biografie vor. Dabei wahrt er trotz der Auftragssituation die nötige Objektivität gegenüber seinem Protagonisten, den er nun über den engeren Wirkungskreis hinaus bekannt macht. Wolfensbergers typischen Charakterzug, auf einmal getroffenen Entscheidungen zu beharren, arbeitet er exemplarisch heraus. So habe der klassische Graugiesser im Gegensatz zu seinen Söhnen nicht viel vom aufkommenden Sphäroguss und dessen Möglichkeiten gehalten. Und auch von der hartnäckigen Behauptung wissenschaftlich unhaltbarer Datierungen der Burg Alt-Landenberg habe er sich nicht abbringen lassen. Insgesamt zeichnet er das Bild eines patriarchalen Unternehmers, der Entscheidungen in Firma und Familie stets einsam fällte und damit auch «teilweise massiv ins Leben» anderer eingriff.

Daniel Nerlich, Freienstein

Sibylle Hofer, Eugen Huber. *Vordenker des Schweizer Zivilrechts*, Baden: Hier und Jetzt, 2023, 224 pages.

Ce 10 décembre 1907 est jour de liesse au Palais fédéral. Une ambiance peu commune y règne. C'est à l'unanimité que le Conseil national et le Conseil des États viennent d'adopter le Code civil suisse que la Confédération avait reçu mandat de l'élaborer à la suite de la votation du 13 novembre 1898. Autre phénomène exceptionnel: dans la Chambre du peuple, dont il est d'ailleurs membre depuis 1902, le concepteur du Code civil, Eugen Huber, est ovationné. Une dernière épreuve doit toutefois encore être franchie avec l'attente de la fin du délai référendaire. Mais qui osera se dresser contre ce grand-œuvre, consensuel bien que très audacieux à bien des égards? Personne ne prendra ce risque car, au-delà des querelles qui assaillonnent le quotidien politique, le Code est attendu avec enthousiasme.

Le travail a été bien fait, au fil de longues séances de commissions où Eugen Huber, bien sûr, mais aussi Ernst Brenner, Chef du Département de justice et police, et Virgile Rossel, conseiller national en charge de la version française, se sont démultipliés pour expliquer, rassurer et, parfois, accorder quelques concessions pour mieux préserver l'essentiel d'un texte réclamé depuis la fin des années 1860. Les débats firent toutefois longtemps rage entre centralisateurs et fédéralistes, alors que la nécessité de repenser l'équilibre confédéral imaginé en 1848 devenait de plus en plus patente. Un parcours riche en péripéties, des premiers échanges, vifs, au sein de la Société suisse des juristes, aux conflits internes au radicalisme d'alors, divisé entre fédéralistes et centralisateurs adeptes, pour les uns, d'une unification accrue du droit privé au nom d'un parachèvement du marché commun créé en 1848, et, pour les autres, d'une redistribution des pouvoirs au sein de la Confédération qui serait compensée par une extension des droits populaires.

C'est la partie la plus faible de la biographie que Sibylle Hofer consacre au père du Code civil suisse. Elle retrace de façon trop sommaire le contexte politique lourd qui enveloppe la vie politique fédérale de cette époque. Les radicaux romands, alliés aux conservateurs catholiques, s'opposent à tout processus centralisateur et saboteront un premier projet de révision de la Constitution en 1872, avant que le Kulturkampf n'impulse une réconciliation entre les fractions radicales et que n'advienne un nouveau projet, adopté le 19 avril 1874. Mais les radicaux, encore hégémoniques, n'en n'ont pas encore fini: leur programme rivé sur la centralisation des domaines confiés à la Confédération par la nouvelle charte fédérale est entravé par les combats des fédéralistes, qui apprennent rapidement à user de l'instrument référendaire. Dans un climat délétère, les radicaux doivent enregistrer des défaites mortifiantes et sont contraints de remanier plusieurs de leurs projets. Jusqu'en 1898, où, la même année, ils obtiennent trois victoires consolatrices mais capitales. Le rachat des chemins de fer d'abord, première étape vers la fondation des CFF. Ensuite, l'inscription dans la Constitution de l'unification du droit civil, qui fait suite à celle du droit des obligations entrée en vigueur en 1883, et du droit pénal, reporté à des jours plus calmes.

L'avènement d'un Code civil unifié était donc tout sauf acquis. Par conséquent, mieux insérer ce succès dans l'esprit du temps aurait été intéressant. En revanche, l'auteure expose avec brio l'engagement d'Eugen Huber. En 1892, dans la campagne précédant la votation cruciale de 1898, ce dernier est officiellement chargé par le Conseil fédéral de conduire les travaux de rédaction d'un code helvétique. C'est le moment décisif et, comme le montre Sybille Hofer avec force, Huber fait feu de tout bois. Ancien rédacteur en chef de la NZZ, il utilise toutes les armes rhétoriques pour convaincre de la manière la plus pédagogique possible les milieux intéressés, par des conférences, des articles, des pamphlets, se battant sur tous les fronts. C'est que Huber s'adosse à une méthode subtile truffée de références historiques, comme Sybille Hofer le décrit avec pertinence. Nourri du droit historique allemand, Huber sait cependant se détacher de sa dimension dogmatique pour mieux fouiller les origines des droits cantonaux, ancrés dans les droits burgondes et alamans, plus distants envers le magistère que le droit romain exercé en Allemagne. C'est le fondement du chef-d'œuvre de Huber: sa capacité à saisir l'originalité d'un droit national comme transcendance ultime des droits cantonaux et même régionaux composant la mosaïque juridique suisse.

L'auteur présente ainsi avec efficacité le caractère profondément innovant du Code de Huber, par exemple dans le droit du mariage où, s'il maintient l'homme comme chef de famille, le juriste zurichois permet à la femme de faire valoir ses droits en justice. Les oscillations entre innovation et tradition qui accompagnent le travail de Huber explosent en pleine clarté. En contact étroit avec Ernst Laur, Huber propose également des solutions originales pour l'agriculture: les outils de crédit doivent soutenir l'agriculture en lui épargnant un fatal surendettement, un mal alors endémique, notamment lors des successions. Pour le droit des successions, il tente globalement de le rendre plus social en envisageant, pour mieux concrétiser le lien entre individualité et communauté qui guide sa pensée, qu'une part de l'héritage revienne à l'État. Enfin, Huber se fait précurseur en posant, dès son avant-projet mais en les développant cependant ultérieurement, les principes d'un droit sur les forces hydrauliques dont la gestion doit revenir à la collectivité.

Huber n'imposera pas toutes ses idées. Sur le respect des droits de la femme ou sur les droits de l'État en matière d'héritage, il devra accepter de faire machine arrière par

rapport aux idées émises dans son avant-projet. Huber sait que des compromis sont nécessaires et il s'y résout de plus ou moins bonne grâce. Il aurait souhaité libérer la femme de la tutelle de son mari ou de son père et n'obtiendra que son droit de défendre ses droits devant les tribunaux. Néanmoins, ce progrès est décisif et les milieux féminins ne s'y tromperont pas. Et l'idée d'un État érigé en héritier choque de nombreux députés qui accuseront Huber d'infidélité socialiste ... Dès lors, seule une imposition sur les successions laissée aux cantons est tolérée. En définitive, tout le monde se retrouve dans ce texte fédérateur, pensé pour être adapté en fonction de l'évolution de la société et charpenté autour des principes libéraux chers à Huber, tout en restant ouvert à une dimension sociale que celui-ci ne reniera jamais, au point de céder une grande partie de son propre héritage ... à la Confédération! Voilà une belle biographie qui nous est proposée mais qui, en plus de la critique déjà émise plus haut, doit en souffrir une autre: son ignorance de la littérature en langue française sur le sujet. Passent nos travaux sur le radicalisme de cette époque, vanité d'auteur ... Beaucoup plus gênant est son oubli de la biographie consacrée à Huber par Dominique Manai-Wehrli parue en 1990 chez Helbing & Lichtenhahn ... Les travaux sur Huber ne sont pourtant pas si nombreux.

Olivier Meuwly, Lausanne

Numa Graa, Histoire de la législation fédérale de lutte contre l'extrémisme politique. Vol. 1: Anarchisme, antimilitarisme, grève générale, Genève: Schulthess Editions Romandes, 2023, 442 pages.

La lutte contre les extrémismes constitue un sujet d'une brûlante actualité. Nos démocraties libérales sont de plus en plus contestées, non seulement dans des pays et des continents peu réputés pour leur amour des rituels démocratiques, mais aussi en Occident. Ce dernier n'a jamais su complètement se prémunir des tentations extrémistes, ainsi que le montrent les récurrentes poussées terroristes qu'il a connues. La notion d'extrémisme politique, de droite ou de gauche, a pris des contours variés depuis une vingtaine d'années. De plus, à compter de la crise financière de 2008, les extrémismes ont à nouveau donné un tour plus violent à leur exécration des démocraties libérales qu'ils jugent corrompues. Plus déconcertant, à ces extrémismes que l'on croyait comprendre s'est ajouté, dès le début du XXI^{ème} siècle, un extrémisme islamiste dont les fondements échappent davantage à des systèmes démocratiques a priori plus habitués à la tolérance religieuse.

L'inquiétude à l'égard des extrémismes n'est donc en soi pas nouvelle et a toujours posé des problèmes philosophiques majeurs aux gouvernements démocratiques. Jusqu'à quel point est-il possible d'accepter, au sein des États qu'ils régissent, l'existence de groupements appelant directement à leur abolition voire, dans certains cas, n'hésitant pas à traduire en actes violents leurs paroles en général confinées dans une prose plutôt confidentielle? Connue pour sa modération politique, nourrie par une pratique extensive de la démocratie directe, la Suisse n'a pas été épargnée par de tels mouvements et par les interrogations existentielles que leur présence induit. Comment respecter la plus grande liberté possible pour ses habitant·e·s tout en les protégeant des excès que peut entraîner cette même liberté? C'est cette question que fouille l'historien du droit Numa Graa, auteur d'importants travaux sur la question du maintien de l'ordre public dans le canton de Vaud.

Le premier volume de l'étude qu'il propose sur l'histoire de la législation fédérale de lutte contre les extrémismes politiques explore ainsi l'attitude des autorités fédérales

envers ce phénomène qui revêtira diverses formes dans notre pays entre les années 1870 et 1922, année de la défaite dans les urnes de la Lex Häberlin, construite sur l'angoisse d'une réédition de la grève générale de 1918. L'auteur analyse dans le détail tous les textes produits par la Berne fédérale afin de contrer ces extrémismes, mettant bien à jour les tourments et les contradictions du monde politique qui, toujours enclin à éviter de poursuivre des délits d'opinion dont il mesurait l'impopularité, ne se sentait pas moins investi de la mission de briser toute velléité violente qui aurait pu déstabiliser l'ordre démocratique. Durant la période étudiée, c'est sur la gauche que les regards se tournent, dépitant sur ce côté de l'échiquier politique un potentiel péril pour la démocratie.

La Belle Époque, qui ne le fut que par opposition à la Guerre mondiale qui la clôturera, est aussi celle qui voit fleurir l'anarchisme politique, considéré comme l'un de moyens possibles de soigner une société empêtrée dans les contradictions du capitalisme moderne, déchirée qu'elle est entre prospérité et misère croissante. Mais pour fonder une société libérée de toute autorité, faut-il passer par la violence? D'aucuns répondent par l'affirmative et donnent corps à la «propagande par le fait» prêchée par certains de ses théoriciens. Jetant d'abord un regard goguenard sur leurs doctrines à leurs yeux fumeuses, les autorités fédérales sont ramenées à la réalité lorsque, en 1885, un projet d'attentat contre le Palais fédéral est démasqué. Rien ne se passera mais le danger se précise tout à coup, surtout que la Suisse est, depuis le début du XIX^e siècle, une terre d'asile très prisée par tous les apprentis révolutionnaires du continent.

Au gré des attentats qui ensanglantent l'Europe puis la Suisse avec l'assassinat d'Elisabeth d'Autriche à Genève, mais surtout des pressions exercées par les Grandes Puissances excédées par l'impunité, d'après elles excessive, dont jouiraient ces fauteurs de trouble dans notre pays, les débats s'enchaînent. Bien que veillant à ne pas donner libre cours à des réactions exagérées, en matière de répression ou de prévention, mais soucieuse de préserver sa souveraineté face aux menaces proférées par les Russes et les Italiens surtout, très exposés à la violence anarchiste, la Suisse décide d'agir. Des textes, débouchant sur des expulsions administratives, sont votés, puis une loi contre les anarchistes en 1894. Une autre suit en 1906, influencée par les crimes de Ravachol, par l'attentat de Barcelone et par l'assassinat du roi d'Italie Humbert I^r. La Suisse prévoit même de coopérer davantage avec les autres pays. Or, la question se complique lorsque la question sociale n'est pas seulement portée par des anarchistes en réalité peu appréciés, mais par un parti organisé qui aspire à être mieux intégré dans les institutions: le parti socialiste, fondé en 1888 au niveau national.

La distinction à opérer entre les deux pensées occupera les autorités. Ce sera avec prudence qu'elles devront manœuvrer lorsque leur mauvaise humeur s'exprimera par un discours centré moins sur les conditions de travail que sur la confiance envers l'armée, dont l'emploi contre les grévistes scandalise les socialistes. Toutefois, la démocratie veille. Chaque fois que des mesures abusives sont sur le point d'être prises, son couperet tombe: une loi, qualifiée de «bâillon» à cause des entraves à la liberté d'expression qu'elle contenait, est rejetée en 1903. Si la Guerre et l'«union sacrée» règlent la question de l'armée, les difficultés qui s'abattent sur le pays à partir de 1916 fouettent l'ardeur de la gauche hypnotisée, à partir de l'année suivante, par la Révolution bolchévique. C'est un traumatisme pour des autorités qui vont, dès lors, deviner l'ombre des communistes sur tous les mouvements de contestation sociale, à commencer par la grève générale de novembre 1918.

Un vibrant «Plus jamais ça!» semble devenir le leitmotiv des partis bourgeois et le Conseil fédéral profite des pleins pouvoirs dont il est encore nanti pour édicter des mesures sévères, en 1919, contre toute manifestation d'hostilité au système en place, sans toutefois envisager l'interdiction du parti communiste naissant, une mesure jugée aussi inutile que douteuse sur le plan des libertés publiques. Et la clandestinité est pire que l'action en plein jour ... Revenue à un régime normal, la Confédération reste hantée par le spectre bolchévique et croit trouver la solution idéale dans la loi préparée par Heinrich Häberlin. Mais le risque d'un renversement de l'ordre démocratique n'est plus de saison et des conservateurs et des radicaux de gauche se joindront à une gauche exceptionnellement unie pour la faire capoter en votation le 24 septembre 1922. Merci à Numa Graa de nous avoir proposé ce fort intéressant panorama, très axé sur les questions juridiques, comme le promet d'ailleurs le titre de son livre. On pourra dès lors parfois regretter un manque de chair philosophique quant aux enjeux de ce captivant débat entre ordre et liberté soulevé par cette lutte contre les extrémismes politiques.

Olivier Meuwly, Lausanne

Urs Altermatt, Von der freisinnigen Vorherrschaft zum Proporz. Der schweizerische Bundesrat 1900–1919. Bundespräsident als Primus inter Pares und Departementalisierung, Zürich: NZZ Libro, 2023, 321 Seiten, 11 Tabellen, 13 Abbildungen.

Mit dem Band, der die Zeit von 1900 bis 1919 umfasst, vollendet der emeritierte Freiburger Historiker Urs Altermatt seine Trilogie der Bundesratsgeschichte in der Majorzperiode des Schweizer Bundesstaates. Er ergänzt damit die Vorarbeiten, die vor allem der Politologe Erich Gruner zur Parteien- und Parlamentsgeschichte¹¹ und der Politologe Adrian Vatter zur Schweizer Regierung¹² geleistet haben, und er schliesst an sein eigenes Bundesratslexikon an.¹³ Die ersten beiden Bände der Trilogie wurden in dieser Zeitschrift bereits besprochen (Bd. 1 in SZG 3/2021, S. 538 f. durch Sebastian Brändli, Bd. 2 in SZG 2/2022, S. 307–309 durch Olivier Meuwly).

Im dritten Band bietet Urs Altermatt zweierlei: Er erläutert erstens die Struktur, die Zusammensetzung, die geschriebenen sowie ungeschriebenen Regeln des Bundesrates in den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, und er bilanziert zweitens die wichtigsten Erkenntnisse seiner historischen Längsschnittanalyse über 70 Jahre hinweg. Die Zeit von der Jahrhundertwende bis zur Einführung der Proporzwahl für den Nationalrat beschreibt Altermatt als Phase der freisinnigen Vorherrschaft (nachdem vorher die inzwischen bedeutungslos gewordenen Liberalen eine wichtige Rolle gespielt und den Bundesrat stark geprägt hatten). Der Bundesrat war eine eingespielte Equipe lange ausharrender Magistraten, die sich vor allem als «Departementsfürsten» gerierten. Doch diese ruhige Phase endete jäh, als zwischen 1911 und 1913 die fünf Bundesräte Brenner, Schobinger, Deucher, Ruchet und Perrier im Amt starben und Comtesse auf einen internationalen Direktorenposten wechselte. Der erneuerte Bundesrat bestand nur aus Juristen. Noch immer wechselte die Zuständigkeit für die Aussenpolitik jährlich zu jenem Mitglied, das Bundespräsident wurde. Versuche, dies zu ändern, scheiterten mehrfach; erst 1920 wurde ein ständiges Aussenministerium eingerichtet. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs drück-

¹¹ Erich Gruner, *Die Parteien in der Schweiz*, Bern 1977; ders., Karl Frei, *Die Schweizerische Bundesversammlung 1848–1920*, 2 Bde., Bern 1966; Erich Gruner, *Die Wahlen in den Schweizerischen Nationalrat 1848–1919*, 3 Bde., Bern 1978.

¹² Adrian Vatter, *Der Bundesrat. Die Schweizer Regierung*, Zürich 2020.

¹³ Urs Altermatt (Hg.), *Das Bundesratslexikon*, Zürich 2019.

te Bundesrat Arthur Hoffmann den deutschfreundlichen Ulrich Wille als General durch, obwohl die Stimmung sowohl im Bundesrat als auch im Parlament für Theophil Sprecher von Bernegg war. Dieser verzichtete aber unter Druck. Als Hoffmann 1917 wegen seiner eigenmächtigen Diplomatie stürzte, folgte ihm der Liberalkonservative Gustave Ador, der, obwohl international hoch angesehen, im Bundesrat ein Intrigant war, aber die Politik der differenziellen Neutralität völkerrechtlich absicherte. Im gleichen Jahr beantragte übrigens der Bundesrat die Erhöhung seiner Sitze auf neun, fand aber im Parlament kein Gehör.

Was sind die wichtigsten Erkenntnisse aus der diachronen Analyse? Altermatt bezeichnet die Kollegialregierung mit jährlich wechselndem Vorsitz als die originellste Schöpfung von 1848, deren Zusammensetzung laut Numa Droz einem Druck zur Mittelmässigkeit folgt. Es gab nie eine Gesamterneuerung des Gremiums, anders als beispielsweise in Grossbritannien, wo nach einer verlorenen Wahl das gesamte Kabinett abtritt. In der Schweiz haben vor 1920 nur drei Bundesräte (Welti, Dubs und Frey) wegen politischer Niederlagen den Rücktritt erklärt, nie der Gesamtburgundsrat. Das System ist auf Stabilität ausgerichtet. In der Regel werden die Bisherigen wiedergewählt, so lange sie es wollen. Die Volkswahl des Bundesrates wurde 1848, 1900, 1942 und 2013 verworfen. Als halbe Volkswahl gab es bis 1900 die «Komplimentswahl»: Um ihre Wiederwahl in die Regierung zu sichern, liessen sich die Bundesräte jeweils ins Parlament wählen.

Das Parlament delegierte immer mindestens einen Romand und einen Katholiken in die Regierung, aber eigentlich dominierte den Bundesrat eine Pentarchie der Kantone Bern, Zürich, Aargau, Waadt und St. Gallen. Politisch war die erste Phase geprägt durch die Zweiiparteienregierung der Radikalen und Liberalen, worauf 1891 (mit der Einbindung eines Katholisch-Konservativen) und 1919 (mit der Einführung des Nationalratsproportionalen) Meilensteine auf dem Weg zur Konkordanzdemokratie eingeschlagen wurden. Am Anfang agierten «Bundesratskönige» (wie Furrer, Dubs oder Welti), die meist ein informelles Duumvirat der beiden aktuell Stärksten unterhielten. Mehr und mehr setzte sich aber das Prinzip des *Primus inter Pares* durch.

Die drei Bände von Urs Altermatt lesen sich leicht, weil sie in verständlicher Sprache geschrieben sind. Manche Wiederholungen hätten allerdings gestrafft werden können. Der Wert der Studie liegt indes darin, dass man besser erkennt, wie die Schweizer Regierung über die Jahrzehnte hinweg funktionierte und welcher Wandel sich einstellte. Man sieht die einzelnen Bundesräte nicht nur in ihrem eigenen Werdegang (wie im Bundesratslexikon), sondern in der Interaktion und im Vergleich mit den Kollegen. Dank der Trilogie wird deutlich, welche Bundesräte fähig und welche unfähig waren, man sieht, welche trotz Unfähigkeit ausharrten, weil kein Ruhestandsgeld in Aussicht war, und welche trotz Fähigkeit nie Bundespräsident wurden, weil sie aus dem falschen Kanton stammten. Das Bild der Schweizer Regierung wird dank Altermatts Bundesrats-Trilogie plastischer.

Roger Blum, Köln

Roger Blum, *Das Blatt der Patrioten. Geschichte der «Basellandschaftlichen Zeitung»*, Liestal: Verlag Baselland, 2024, 438 Seiten, zahlreiche Illustrationen.

Mit dieser Arbeit des Medienwissenschaftlers und ehemaligen Journalisten Roger Blum erhält die «Basellandschaftliche Zeitung» (BZ) eine eigene Darstellung. Eine Ehre, die sonst fast ausschliesslich Zeitungen mit stärkerer Verbreitung und grösserem politischen und publizistischen Gewicht widerfährt, wie etwa 2005 der NZZ oder 1993 dem Tages-Anzeiger. Gemeinsam ist diesen Darstellungen, dass sie zwar vom Verlag initiiert

und bezahlt, aber mindestens in Teilen von renommierten Historikern oder Publizisten verfasst wurden und damit eine Aussensicht präsentierten. Dies ist auch beim vorliegenden Werk der Fall: Initiator und Sponsor war die Familie Lüdin, die die BZ mehr als 150 Jahre lang herausgab und 2007 an den Aargauer Verleger Peter Wanner verkaufte.

Spannend sei die Geschichte der BZ nicht nur wegen der Besitzverhältnisse, meint Blum, sondern auch weil es sich bei der BZ um ein «eminent politisches Blatt» handle. Tatsächlich wurde die Zeitung 1854 aus ausgesprochen politischen Gründen von einigen der im jungen Halbkanton führenden Männern ins Leben gerufen. Innerhalb des dominierenden Freisinns hatten sich damals zwei Faktionen gebildet: die liberale «Ordnungspartei» um Nationalrat Stephan Gutzwiller trat für eine starke Regierung und ein repräsentatives System ein, während die radikale «Bewegungspartei» um Emil Remigius Frey direktdemokratisch ausgerichtet war.

Verdienstvollerweise untersucht Roger Blum auch die Vorgängerblätter und bringt Licht in die komplexe Gründungsgeschichte der BZ. Dabei stellt er eine Kontinuität der Produktionsstätte, nicht aber des politischen Kurses fest. Seit 1832 erschienen in Liestal 20 Jahre lang nacheinander acht regierungsfreundliche Zeitungen am selben Standort, bis der vormalige Lehrer Matthias Lüdin zusammen mit einem Partner die Druckerei erwarb und 1852 mit dem «Bundesfreund aus Baselland» ein gegenüber dem kantonalen Establishment durchaus kritisches Blatt herausgab. Damit verfügte die «Ordnungspartei» nicht mehr über eine publizistische Stimme, und nachdem sie im Februar 1854 die Mehrheit im Landrat (Parlament) verloren hatte, drängten ihre Führer Lüdin dazu, seinen «Bundesfreund» zugunsten ihres Projekts BZ einzustellen. Lüdin gab widerwillig nach, um sich den Druckauftrag zu sichern. Schon bald darauf kam es zu einer inhaltlichen Annäherung, jedenfalls übernahm Lüdin im April 1856 die Redaktion. In der Folge konnte er von den Gründern auch das Verlagsrecht erwerben und wurde damit zum Stammvater einer Drucker- und Verlegerfamilie, die über fünf Generationen lang das Schicksal der BZ bestimmte.

Blum unterteilt seine Arbeit hauptsächlich in zwei Abschnitte, betitelt mit «Strukturen» und «Inhalte». Im umfangreicheren Bereich «Inhalte» untersucht er die Schreibweise des Blattes zu verschiedenen Themengebieten, darunter zum Nationalsozialismus oder zum Sowjetkommunismus und, auf lokalerer Ebene, zur Frage einer Wiedervereinigung beider Basler Halbkantone oder zur Ökologie (Stichwort Kaiseraugst).

Im strukturellen Teil werden die Verleger und die Redaktor:innen aus dem Zeitraum 1903–2011 vorgestellt. Bis zur Jahrhundertwende hatten Mitglieder der Familie Lüdin die Redaktion der dreimal wöchentlich erscheinenden BZ besorgt, doch nach dem Übergang zur Tageszeitung (1898) mussten externe Kräfte eingestellt werden. Aus diesen journalistischen Allroundern ragen v. a. zwei Persönlichkeiten hervor: Karl Weber (1880–1961), der spätere Professor für Journalistik an den Universitäten Zürich und Bern, und Ernst Boerlin (1905–1975), der nach seiner Wahl zum Regierungsrat 1950 als BZ-Redaktor zurücktrat. Die nach 1977 stark ausgebaute Redaktion schildert Blum anhand einer Fragebogenerhebung als Kollektivbiografie. Die erste Frau stiess 1973 zum Redaktionsteam, 2011 waren es deren fünf. Die Zunahme war allerdings nicht konstant, denn im Stichjahr 1996 waren 21 Männer und keine einzige Frau für die BZ-Redaktion tätig. Dies deutet auf die grosse Fluktuation in dieser Periode hin.

Die Medienwissenschaft kommt v. a. im Kapitel zum «politischen Parallelismus» zum Tragen, in dem die Nähe des Mediums zu politischen Parteien und Strömungen untersucht wird. Blum plädiert dabei für die scharfe Beobachtung, wie sich die Zeitung im

Alltag verhalte, denn es zeige sich, dass «Begriffe wie ‹freisinnig›, ‹freiheitlich›, ‹fortschrittlich›, ‹verfassungstreu›, ‹Wahrheit›, ‹Recht› und ‹Gleichheit› Floskeln sind, aus denen die wirkliche Position nicht abgeleitet werden kann» (S. 123). Ebenfalls im strukturellen Teil werden die Eckpunkte der technologischen und organisatorischen Entwicklung des Unternehmens aufgeführt. 1965 profitierte die BZ vom Ende der Konkurrenzzeitung «Landschäftler», 1992 übernahm sie die katholische «Nordschweiz» in Basel. Doch die Konzentration machte auch vor der BZ, die seit 1996 sinkende Auflagen verzeichnete, nicht Halt: 2006 musste der Verleger Mathis Lüdin eine Zusammenarbeit mit einem stärkeren Partner eingehen, wobei nicht die «Basler Zeitung» von Martin Hagenmann, sondern die «Mittelland-Zeitung» von Peter Wanner zum Zug kam. Ein Jahr später kaufte Wanner die BZ und gliederte sie in den Zeitungsverbund ein, der heute als CH-Media firmiert. 2009 wurde der Zeitungsdruck von Liestal nach Aarau verlegt. Der Rest der Firma Lüdin wurde zwischen 2012 und 2020 liquidiert.

Die im historischen Präsens verfasste, mit zahlreichen schwarz-weissen Bildern illustrierte Arbeit liest sich leicht. Weitere nützliche Elemente sind ein doppelseitiger Stammbaum der Verlegerfamilie sowie die in der Buchmitte eingehefneten Reproduktionen von Titelseiten bei wichtigen Layout-Änderungen. Dass sich beim Rezensionsexemplar der Umschlag rasch vom Buchblock löste, soll nicht als klein(lich)e Kritik angemerkt werden, denn schliesslich heisst es ja: «Don't judge a book by its cover!»

Max Huber, Luzern

Christoph Häfeli, Martin Lengwiler, Margot Vogel Campanello (Hg.), **Zwischen Schutz und Zwang. Normen und Praktiken im Wandel der Zeit**, Basel: Schwabe, 2024 (Bd. 1), 196 Seiten.

Vincent Barras, Alexandra Jungo, Fritz Sager (Hg.), **Diffuse Verantwortlichkeiten. Strukturen, Akteur:innen und Bewährungsproben**, Basel: Schwabe, 2024 (Bd. 2), 215 Seiten. René Knüsels, Alexander Grob, Véronique Mottier (Hg.), **Schicksale der Fremdplatzierung. Behördenentscheidungen und Auswirkungen auf den Lebenslauf**, Basel: Schwabe, 2024 (Bd. 3), 192 Seiten.

Zentrale Ergebnisse und Erkenntnisse aus dem Nationalen Forschungsprogramm (NFP) 76 «Fürsorge und Zwang – Geschichte, Gegenwart, Zukunft» (2019–2024) sind in drei thematischen Bänden auf Deutsch und Französisch als gedruckte Ausgaben sowie als eBooks (Open Access) erschienen.

Das interdisziplinär konzipierte nationale Forschungsprogramm umfasst 29 Teilprojekte, die das Spannungsfeld zwischen Schutz und Selbstbestimmung im Auftrag des Bundesrats erforschen. Rund 150 Forschende der Geistes-, Sozial- und Humanwissenschaften analysierten Merkmale, Mechanismen und Wirkungen der Schweizer Fürsorgepolitik und -praxis. Beim NFP 76 handelt es sich um das zweite grosse national angelegte Forschungsprogramm, das sich im Anschluss an die Untersuchungen der UEK (Unabhängige Expertenkommission) über die administrativen Versorgungen mit weiteren Themen fürsorgerischer Zwangsmassnahmen beschäftigt, die bis in die Gegenwart reichen.

Die drei Teilbände sind nach einem einheitlichen Konzept aufgebaut. Sie enthalten je elf Beiträge von Forschenden des NFP 76. Der erste Band befasst sich mit «Normen und Praktiken im Wandel der Zeit». Im zweiten Band werden «Strukturen, Akteur:innen und Bewährungsproben» thematisiert und im dritten Band stehen «Behördenentscheidungen und Auswirkungen auf den Lebenslauf» im Mittelpunkt. Im ersten Band «Zwischen Schutz und Zwang» skizzieren die Herausgebenden, Christoph Häfeli, Martin

Lengwiler und Margot Vogel Campanello, den rechtlichen Rahmen. Sie halten fest, wie die Geschichte fürsorgerischer Zwangsmassnahmen die gesellschaftlichen Norm- und Wertvorstellungen der Zeit widerspiegelt. Die Beiträge der Autorinnen und Autoren unterteilen sich in drei Themenbereiche: «Rechtsnormen zwischen Paternalismus und Grundrechtsschutz», «Diskurse zur Legitimation behördlicher Interventionen im Wandel» und «Vom Schutzobjekt und Opfer zum selbstbestimmten Rechtssubjekt». Gewichtige Erkenntnisse dabei sind, dass die Entwicklung von Rechtsnormen zu dieser Thematik nicht einfach als «eine simple Erfolgsgeschichte» erzählt werden kann und sich auf kalendariisch präzise Daten der Inkraftsetzung bezieht, sondern sich graduell vollzog. Weiter werden hegemonial besetzte Leitbilder in den Blick genommen. So gilt Arbeit bis in die Gegenwart als zentrales Kriterium für den Bezug sozialstaatlicher Leistungen, wie die Analyse von medialen Diskursen und der darin verankerten gesellschaftlichen Leitbilder zeigt. Und Unterstützungsangebote führen nicht zwangsläufig zu einer Befähigung, sondern können die Fürsorge bis ins Erwachsenenalter verlängern.

Der zweite Band «Diffuse Verantwortlichkeiten» fragt entsprechend nach der Verantwortlichkeit der in das System von Fürsorge und Zwang involvierten Instanzen und Institutionen sowie zuständigen Personen. Die Herausgebenden, Vincent Barras, Alexandra Jungo und Fritz Sager, verweisen in der Einleitung auf die Komplexität des sozialen und politischen Systems in der Schweiz bei der Suche nach Verantwortlichen. Geprägt sei dieses durch Diversität, Komplexität und «die Verflechtung verschiedener Modalitäten der Verwaltung von Zwang und Fürsorge». Die multidisziplinär ausgerichteten Beiträge im Band zeigen dies an ausgewählten Situationen aus Vergangenheit und Gegenwart, die besonders anschaulich für das schweizerische Fürsorgesystem sind. Die Beiträge sind in drei Gruppen aufgeteilt, so in «Strukturen des Schutzsystems», «Akteure, ökonomische Rahmenbedingungen und politische Entscheidungsprozesse» sowie «Umsetzung, Zuständigkeiten, Verantwortlichkeiten». Im ersten Teil werden die strukturellen Elemente des schweizerischen Fürsorgesystems aus einer diachronen Perspektive anhand von drei bedeutenden Institutionen erfasst: dem Landerziehungsheim Albisbrunn, der schweizerischen Landeskonferenz für soziale Arbeit (LAKO) und den spezifischen Strukturen für die Unterbringung in Pflegefamilien. Eine zweite Gruppe von Beiträgen beleuchtet die vielfältigen Akteure des schweizerischen Schutzsystems, die staatliche Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, Institutionen wie Heime, einzelne Mandatsträger wie auch Personen aus dem schulischen und medizinischen Bereich umfasst. Hier werden die lange andauernden Missstände, etwa im Heimbereich, offenkundig. Am Beispiel der Adoption zeigt sich, wie ledige Mütter aufgrund struktureller und finanzieller Sachzwänge unter Druck gesetzt worden sind. Der dritte Teil des Bandes befasst sich mit der Vormundschafts- und Fürsorgepolitik sowie dem aktuellen Kinder- und Erwachsenenschutzrecht.

Unter dem Titel «Schicksale der Fremdplatzierung» erscheint der dritte Band mit dem entsprechenden Fokus auf die Fragestellung zu den Auswirkungen fürsorgerischer Zwangsmassnahmen auf die Lebensläufe betroffener Personen. In der Einleitung von René Knüsel, Alexander Grob und Véronique Mottier wird die Bedeutung des bundesrätlichen Mandats für die historische Aufarbeitung sowie zur Schaffung von Gerechtigkeit betont. Die Artikel des ersten Teils beleuchten die Auswirkungen von Fremdplatzierungen, so etwa mit Blick auf Säuglingsplatzierung und ihre Bedeutung über die Lebensspanne, auf schwierige Erfahrungen in der Kindheit, die zu ganz unterschiedlichen Schicksalen führten oder der Frage nach den Chancen und Einschränkungen, die fremdplatzierte Jugendliche bei ihrer Berufswahl haben. Im zweiten Teil geht es vorab um Auswirkungen

von Stigmatisierung und intergenerationeller Reproduktion. Gerade letztem Aspekt wird heute verstärkt Beachtung geschenkt. Weitere Beiträge finden sich zur Frage nach der Partizipation von Kindern in Kinderschutzverfahren oder zur Intervention in Familien im Spannungsfeld zwischen dem Selbstbestimmungsrecht der Eltern und dem Kinderschutz. Der dritte Teil des Bandes umfasst Beiträge zu verschiedenen Bevölkerungsgruppen, die mit administrativen Massnahmen zur ausserfamiliären Unterbringung konfrontiert waren und es immer noch sind. Beleuchtet werden etwa die Paradoxien der Arbeit mit Familien bei der Umsetzung des Kinderschutzes. Auch die «negierte Kindheit» von Gastarbeiterkindern in der Schweiz, die in die Illegalität abgedrängt worden sind, findet Eingang. Weiter werden aktuelle Problemstellungen diskutiert, so etwa die Aufnahme unbegleiteter minderjähriger Geflüchteter.

Die Artikel mit den Einleitungen in den drei handlichen Bänden vermitteln einen breiten und gut gewählten Überblick über die Forschungsergebnisse der Projekte des NFP 76. Die thematische Dreiteilung der Bände überzeugt in ihrer Wahl und ermöglicht so eine systematische Betrachtung. Das schweizerische Fürsorgewesen und Sozialsystem wird dabei in Vergangenheit und Gegenwart im Kontext fürsorgerischer Zwangsmassnahmen eingehend beleuchtet und es ergeben sich höchst aufschlussreiche Einblicke, aus denen auch der Handlungsbedarf konkret hergeleitet werden kann. Die Leitungsgruppe des NFP 76 unter ihrem Präsidenten Alexander Grob veröffentlicht weiter in einer Synthese zehn Impulse, die sich an die Akteurinnen und Akteure in Politik, Verwaltung sowie Sozialwesen richten.¹⁴ Aus den von den Forschungsgruppen erbrachten Erkenntnissen lässt sich ableiten, dass im Schweizer Sozialwesen nicht alles, aber etliches problematisch war. Gerade für das Handeln in der Gegenwart ergeben sich daraus gewichtige Forderungen, wenn Jugendliche, die in Pflegefamilien und Heimen aufwachsen, eine bessere Begleitung beim Übergang ins Erwachsenenleben brauchen, Betroffene unentgeltliche Unterstützung benötigen oder Behörden vermehrt einfach und unbürokratisch kommunizieren und Fachleute abwertende Haltungen und Handlungen meiden sollten.¹⁵ Diese hergeleiteten Handlungsimpulse überzeugen durch ihre Praktikabilität.

Markus Furrer, Horw

Fritz Stoeckli, *Espionnage russe depuis la Suisse. Les dépêches du général Golovan*, Genève: Slatkine, 2023, 187 Seiten.

Im Jahr 2020 veröffentlichte Fritz Stoeckli ein erstes Buch zur Geschichte des schweizerischen Nachrichtendienstes und von dessen Umfeld während des Ersten Weltkrieges.¹⁶ Schon darin hatte er immer wieder auf in der bisherigen Forschung weitgehend unbeachtete Depeschen des russischen Verteidigungsattachés in der Schweiz, Generalmajor Sergej Golovan, verwiesen, auf die er im Rahmen seiner Arbeit im russischen Militäarchiv RGVA in Moskau gestossen war. Diese bilden die Grundlage für das nun vorliegende Buch zu aus der Schweiz heraus erfolgter Spionage eines russischen Militärdiplomaten während des Ersten Weltkrieges. Neben diesen Quellen greift Stöckli einerseits auf ebenfalls wenig bekannte russischsprachige Literatur zum Thema zurück

¹⁴ Leitungsgruppe NFP 76 (Hg.), *Synthese. Eingriffe in Lebenswege. Ergebnisse und Impulse des Nationalen Forschungsprogramms «Fürsorge und Zwang» (NFP 76)*, Bern 2024.

¹⁵ Urs Hafner, *Das Schweizer Sozialwesen im Zwielicht. So schnell wird man die Geschichte nicht los*, in: Neue Zürcher Zeitung, 16.5.2024, online: <https://www.nzz.ch/schweiz/das-schweizer-sozialwesen-im-zwielicht-so-schnell-wird-man-die-geschichte-nicht-los-ld.1830791> (29.7.2024).

¹⁶ Fritz Stoeckli, *L'affaire des colonels 1915–1916. Révélations des archives*, Genève 2020.

und stützt sich neben seiner eigenen, bereits erwähnten Studie andererseits auf Akten aus dem Schweizerischen Bundesarchiv sowie auf die Studie von Daniel Sprecher über den schweizerischen Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg.¹⁷ Mit seinem Buch bewegt sich Stoeckli weit stärker als in seiner ersten Studie im Feld der *Intelligence Studies*, was er in seiner erneut sehr quellennah erfolgenden Analyse leider zu wenig reflektiert. Das ist nicht zuletzt deshalb schade, weil zumindest seit den 1970er-Jahren eine zunehmende akademisch-geschichtswissenschaftliche Forschung in diesem Feld existiert. Diese verfügt zudem seit 1986 mit «Intelligence und National Security» auch über eine eigene Zeitschrift und bemüht sich trotz oftmals schwieriger Quellenlage darum, eine fundierte Analyse zur Bedeutung nachrichtendienstlicher Tätigkeiten für eine Geschichte politischer, militärischer und diplomatischer Verwicklungen vorzulegen.¹⁸

In seiner Einleitung betont Stoeckli, dass für ihn die Analyse des Quellenmaterials Vorrang habe und es ihm nicht um eine vollständige Analyse der russischen Spionagetätigkeit in der Schweiz gehe. Sein Ziel ist es nicht zuletzt zu eruieren, inwiefern die Tätigkeit von Generalmajor Golovan in der Schweiz für die politische und militärische Führung des russändischen Reiches von Nutzen waren. Als Abgleich für die Verlässlichkeit der Informationen, die Golovan an seine Vorgesetzten in Petrograd weiterleitete, nennt der Autor «des extraits des archives autrichiennes [et] allemandes» (S. 21). Dabei handelt es sich allerdings nicht um wirkliche Archivalien, wie aus den Fussnoten deutlich wird. Vielmehr nutzt Stoeckli hier die im Umfeld ehemaliger Militärs entstandenen, durchaus kritisch zu betrachtenden amtlichen Darstellungen aus Österreich und dem Deutschen Reich zum Kriegsverlauf.¹⁹ Sein erstes Analysekapitel widmet der Autor anschliessend der Organisation des russändischen Militärrichtdienstes und der Rolle der Militärattachés in neutralen und verbündeten Ländern. Sehr präzis stellt Stoeckli dabei die jeweiligen Akteure und Strukturen vor, die sowohl beim Generalstab in der Hauptstadt Petrograd wie im militärischen Hauptquartier in Mogiliov aktiv waren. Hauptsächliche Ansprechpartner von Golovan waren die Generalmajore Maxim Leontiev und Mikhail Pustovoitienko, eine Dopplung, die Stoeckli nicht zu Unrecht als einen nicht unwesentlichen Nachteil bezeichnet. Sehr überzeugend fallen dann die Ausführungen zu Golovans Kollegen in anderen Hauptstädten neutraler wie auch alliierter Staaten aus. An dieser Stelle gelingt es dem Autor, das militärische und nachrichtendienstliche Netzwerk des russändischen Reiches präzis zu präsentieren und auch aufzuzeigen, wie die verschiedenen Akteure zusammenarbeiteten und wo die Schwächen in ihrer Arbeit lagen. Letztere sieht Stoeckli einerseits in der Auswahl und Füh-

¹⁷ Daniel Sprecher, Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg – eine kritische Biographie, Zürich 2000.

¹⁸ Zentrale jüngere Studien zum Thema im Umfeld von Stoecklis Studie sind Daniel Larsen, Intelligence in the First World War. The State of the Field, in: Intelligence and National Security 29/2 (2014), 182–302; Lukas Grawe, Deutsche Feindaufklärung vor dem Ersten Weltkrieg. Informationen und Einschätzungen des deutschen Generalstabs zu den Armeen Frankreichs und Russlands, 1904 bis 1914, Paderborn 2017; Simon Ball, Philipp Gassert, Andreas Gestrich, Sönke Neitzel (Hg.), Cultures of Intelligence in the Era of the World Wars, Oxford 2020; Verena Moritz, Wolfgang Müller (Hg.) Erkundungen. Militärische Nachrichtendienste, Spionage und Informationsbeschaffung vor dem und im Ersten Weltkrieg, Wien 2022.

¹⁹ Österreichisches Bundesministerium für Landesverteidigung und Kriegsarchiv (Hg.), Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918, 7 Bde., Wien 1931–1938; Reichsarchiv u. a. (Hg.), Der Weltkrieg 1914–1918, 14 Bde., Berlin 1925–1956. Eine kritische Analyse bietet Markus Pöhlmann, Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik. Der Erste Weltkrieg – Die amtliche deutsche Militärgeschichtsschreibung 1914–1956, Paderborn 2002.

rung möglicher im Deutschen Reich und der Habsburgermonarchie tätiger Agenten, andererseits in der Tatsache, dass einige Berichte – darunter auch gerade solche von Golovan – von der Gegenseite mitgelesen wurden.

Nach einem kurzen Kapitel über die Situation des Nachrichtendienstes in der Schweiz widmet sich Stoeckli dann dem eigentlichen Hauptteil seiner Studie, den Berichten von Generalmajor Golovan. Leider konzentriert sich der Autor dabei zu sehr auf einen Abgleich der Ausführungen Golovans mit dem, was Stoeckli «la situation réelle» (S. 73) bezeichnet, weil ihm besonders die Stärken und Schwächen nachrichtendienstlicher Tätigkeit am Herzen liegen. Das mag zwar von den Quellen her interessant sein, allerdings lässt der Autor weitgehend ausser Acht, dass die Spionagetätigkeit zur Habsburgermonarchie, die in den untersuchten Depeschen Golovans weit mehr im Zentrum stand als eine solche zum Deutschen Reich, nicht erst mit Golovans Ankunft in Bern am 13. September 1914 begann. Stoeckli geht zwar kurz auf die Probleme von dessen Vorgänger Dmitrii Romeiko-Gurko ein, der die Schweiz wegen der misslungenen Rekrutierung eines Spions in Bern im August 1914 verlassen musste. Er erwähnt auch die Namen zweier wichtiger Offiziere des österreichischen Evidenzbüros, Maximilian Ronge und Alfred Redl, er erkennt allerdings nicht, dass die Affäre um letzteren im Mai 1913 die russländische Agententätigkeit auf dem Gebiet der Habsburgermonarchie nachhaltig beschädigt hatte. Der Hinweis, dass Romeiko-Gurko während vier Jahren mit Redl im Kontakt gestanden hatte (S. 163), hätte Stoeckli hellhörig machen müssen, denn sie sind ein Hinweis darauf, dass die Schweiz schon weit vor 1914 eine wichtige nachrichtendienstliche Drehscheibe war und dies nicht erst mit dem Beginn des Krieges wurde. Hier wäre es sicherlich hilfreich gewesen, wenn sich der Autor nicht nur auf Ronges Buch von 1930 gestützt hätte,²⁰ sondern auch die in diesem Zusammenhang wesentliche Forschung von Verena Moritz und Hannes Leidinger beachtet hätte.²¹ Damit hätte Stoeckli die Netzwerkarbeit nachrichtendienstlicher Tätigkeit präziser herausarbeiten und aufzeigen können, dass die Arbeit Golovans in der Schweiz weit mehr war, als die Übermittlung zutreffender oder weniger zutreffender Fakten über militärische Einheiten und deren Einsatzgebiete. Es ist natürlich richtig (und wichtig) aufzuzeigen, dass die Tätigkeit von Militärattachés gerade auch mit Blick auf das, was Spionage betrifft, weit alltäglicher ist als dies Vorstellungen von geheimen Missionen, Verkleidungen und falschen Bären suggerieren,²² aber dennoch hätte Stoeckli aus seinen Quellen mehr machen können, als diese in einer Übersicht tabellarisch zu präsentieren und dann in ausgewählten Fällen auszuwerten. Nur vereinzelt (S. 111f.) zeigt der Autor das volle Potential seiner Quellen auf. Deutlich wird dies etwa an den Kommentaren von Oberst Boris Stakhovic aus dem militärischen Hauptquartier, der den Gehalt von Informationen Golovans hinterfragte. Gerade an solchen Stellen hätte Stoeckli noch mehr darauf eingehen können, was die Möglichkeiten und Grenzen einer nachrichtendienstlichen Tätigkeit in einem neutralen Kleinstaat waren. Auch aus dem sehr gut aufgearbeiteten Karten- und Bildmaterial hätte der Autor noch mehr machen können.

²⁰ Maximilian Ronge, Kriegs- und Industriespionage. Zwölf Jahre Kundschafterdienst. Wien 1930.

²¹ Verena Moritz, Hannes Leidinger, Gerhard Jagschitz, Im Zentrum der Macht. Die vielen Gesichter des Geheimdienstchefs Maximilian Ronge, St. Pölten 2007; Verena Moritz, Hannes Leidinger, Oberst Redl. Der Spionagefall, der Skandal, die Fakten, St. Pölten 2012.

²² Vgl. Moritz, Leidinger, Jagschitz, Im Zentrum der Macht, S. 65.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass Fritz Stoeckli in seinem Buch aufschlussreiche Quellen zur nachrichtendienstlichen Tätigkeit in der Schweiz während des Ersten Weltkrieges vorlegt, die als wesentliche Ergänzung zur knappen Studie von Christophe Vuillemin gelten können.²³ Aufgrund der schmalen Literaturbasis fehlt eine Einordnung der Quellen und Ergebnisse Stoecklis, dies insbesondere mit Blick auf das weitere Feld der *Intelligence Studies*. Es bleibt angesichts der derzeit schwierigen Zugänglichkeit von Akten aus russischen Archiven zu hoffen, dass der Autor über Kopien seiner Quellen verfügt, die er der Geschichtswissenschaft in einem schweizerischen Archiv für weitere Studien zum Thema zur Verfügung stellen kann, damit Forschung dazu auch dann möglich bleibt, wenn russische Archive für westliche Forschende noch längere Zeit verschlossen bleiben.

Daniel Marc Segesser, Bern

Oliver Schneider, Die Schweiz im Ausnahmezustand. Expansion und Grenzen von Staatlichkeit im Vollmachtenregime des Ersten Weltkriegs, 1914–1919, Zürich: Chronos, 2019 (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg, Bd. 5.) 443 Seiten, 8 Abbildungen, 19 Grafiken.

Der Erste Weltkrieg setzte rund um den Globus Regierungen und Gesellschaften unter Handlungsdruck. Zu den staatlichen Antworten gehörte die Etablierung eines Ausnahmezustandes. Seine Reglements wurden nicht nur den Bürgerinnen und Bürgern der kriegsführenden Staaten, sondern auch jenen der neutralen Staaten zu festen Begleitern ihres Alltages: Auch dort unterlagen z. B. Wohnen und Ernährung nun der starken Hand des Staates. Rechtliche Grundlage war die jeweilige Ausnahmezustandsgesetzgebung, die den Rechtsstaat in der bisherigen Form ausser Kraft setzte. In der Schweiz hatte das Parlament bereits am 3. August 1914 dem Bundesrat uneingeschränkte und unbefristete aussergewöhnliche Befugnisse übertragen. Zwischen dem Sommer 1914 und dem Frühjahr 1919 wurden auf dieser Grundlage rund 1600 Notverordnungen in rund 30 Politikfeldern erlassen. Oliver Schneider untersucht in seinem Buch dieses «Vollmachtenregime». Dieser vor allem durch den Juristen Zaccaria Giacometti (1893–1970) geprägte Begriff fasste diese in der Verfassung nicht vorgesehene Machtübertragung an die Exekutive zusammen.

Schneiders Buch ging aus seiner Zürcher Dissertation hervor, die im Rahmen des Nationalfondsprojekts *Die Schweiz im Ersten Weltkrieg: Transnationale Perspektiven auf einen Kleinstaat im totalen Krieg* entstand.²⁴ Er geht in fünf chronologisch gegliederten Kapiteln der Frage nach, wie der Schweizer Staat auf die Herausforderungen des Krieges mit Eingriffen in die rechtsstaatliche Ordnung reagierte. Das erste Kapitel ordnet das Vollmachtenregime in die Schweizer Rechtsgeschichte ein und verweist auf vorangegangene Übertragungen ausserordentlicher Vollmachten an den Bundesrat im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Das zweite, dritte und vierte Kapitel diskutieren den Zeitraum zwischen Juli 1914 und März 1916 bzw. zwischen dem April 1916 und Juni 1917 und zwischen Juli 1917 und Oktober 1918. Ein letztes Kapitel schildert die Fortdauer des Vollmachtenregimes über den Waffenstillstand vom 9. November 1918 hinaus bis in den Mai 1919 und geht unter anderem auf den Schweizer Landesstreik im November 1918 ein.

Schneider diskutiert seinen Gegenstand auf einer breiten Quellenbasis gründlich und gut lesbar. Die klug eingesetzten Grafiken und Tabellen erleichtern den Zugang zur komplexen Thematik.

²³ Christophe Vuillemin, *La Suisse face à l'espionage 1914–1918*, Genève 2015.

²⁴ www.p3.snf.ch/Project-141906 (11.5.2024).

Eine Diskussion der Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Vollmachtenregimes mit dem durch die Schweizer Militärjustiz ausgeübten Kriegsrecht hätte eine Perspektive auf die Verschiebungen im eidgenössischen Rechtssystem ermöglicht.²⁵ Auch wäre eine stärkere Diskussion der aus dem Vollmachtenregime erwachsenden Rechtspraktiken, der Verfolgung von Verstößen usw. wünschenswert. Ihre primär rechtsgeschichtliche Perspektive ist kein Mangel der Arbeit an sich. So präzise Schneider aber das Regelwerk des Ausnahmezustandes rekonstruiert, so entstehen doch blinde Stellen: Sozial- und kulturge- schichtliche Perspektiven auf seinen Gegenstand werden nicht berücksichtigt, so fallen z. B. Wahrnehmungen und Repräsentationen durch das Raster der Arbeit.

Das Fehlen eines Indexes ist nicht dem Autor anzulasten. Der Aufwand hätte sich gelohnt, da dieser eine bessere Nachvollziehbarkeit der Entwicklungen auf den unter- schiedlichen Politikfeldern in der primär chronologisch gegliederten Studie ermöglicht hätte. Das Buch lässt sich in zweifacher Hinsicht in komparativer Perspektive mit Gewinn lesen: zum einen in Hinsicht auf den Ersten Weltkrieg und zum anderen auf den Ausnah- mezustand im 20. und 21. Jahrhundert. Die Arbeit ist damit auch Baustein einer kompa- rativen Perspektive auf Staaten und Staatlichkeit in Krieg und Nachkrieg – auch in der *longue durée*.²⁶

Florian Altenhöner, Berlin

Hans-Lukas Kieser, *Nahostfriede ohne Demokratie. Der Vertrag von Lausanne und die Geburt der Türkei 1923*, Zürich: Chronos, 2023, 344 Seiten, 35 Abbildungen.

Hans-Lukas Kieser fasst einleitend die zentrale Bedeutung und die Implikationen des am 24. Juli 1923 unterzeichneten Lausanner Vertrags zu Beginn seines neuen Werkes *Nahostfriede ohne Demokratie* wie folgt zusammen: «[Er] öffnete eine neue Ära der nachosmanischen internationalen Beziehungen und schuf neue rechtliche und politische Grundlagen für die Türkei und ihre Nachbarn im Nahen Osten und in Südeuropa» (S. 13). Zum hundertjährigen Bestehen des Lausanner Vertrags stellt Kiesers Werk einen hochaktuellen und relevanten Beitrag zur «Analyse dessen, was sich aus den gegebenen Umständen und Ideen ergab, einschliesslich dessen, was zur Hypothek für die Zukunft wurde» (S. 25), dar.

Das Buch widmet sich diesem Themenkomplex in vier Teilen sowie einem Vorwort und einer Schlussfolgerung. Er greift dabei auf eine breite multilinguale Grundlage an Pri- mär- und Sekundärliteratur zurück. Diese umfassen diplomatische Archive in der Türkei, in Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika; daneben hat der Autor Pressebei- träge und Protokolle der Konferenzsitzungen berücksichtigt. Sehr hilfreich sind die bio- grafischen Notizen zur türkischen Delegation in Lausanne (S. 307–313) und die Chrono- logie (S. 314–327).

Kiesers grosses Verdienst liegt darin, den Lausanner Vertrag entlang vier Hauptthe- men kritisch zu evaluieren. Erstens steht die Frage im Raum, auf wessen Kosten der Friede erzielt wurde. Kieser kritisiert die auch in der Forschung verbreitete Prämisse, Lau- sanne als einen erfolgreichen diplomatischen Neustart im Nachgang des Ersten Weltkriegs zu interpretieren. Stattdessen stellt er fest: «Gewalt, einschliesslich Völker-

²⁵ Sebastian Steiner, Unter Kriegsrecht. Die schweizerische Militärjustiz, 1914–1921 (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg, Bd. 4), Zürich 2018. Auch diese Untersuchung ging aus dem oben genannten Projekt hervor.

²⁶ Matthew Stibbe / André Keil, Introduction. State of Emergency Regimes in the First World War Era, in: First World War Studies 14/1 (2024), S. 1–27.

mord, zahlte sich politisch aus. Rechtstaatliche Demokratie lohnte sich nicht, ja war eine Sackgasse, ebenso wie die noch junge freiheitliche Friedensutopie des Völkerbunds» (S. 31). Das Hauptanliegen des Buches ist es daher, «den historischen Knotenpunkt und Meilenstein der Lausanner Konferenz freizumachen» (S. 57) und durch den zeitlichen Abstand von nun mehr als hundert Jahren einen kritischen Blick auf den Realismus der involvierten Akteure zu werfen, der den Vertrag auch in Folge der Gewalt und Traumata der vorangegangenen Jahre ermöglicht hat.

Zweitens diskutiert Kieser die ideologischen Vorstellungswelten der türkischen Delegation in Lausanne sowie ihren Einfluss auf die Ergebnisse. Der Vertrag von Sèvres 1920 war noch stark durch die Ideale des neu gegründeten Völkerbunds geprägt. Er enthielt Bestimmungen zum Schutz und zur Selbstbestimmung von Minderheiten in der Region. So war ein armenischer Staat vorgesehen, der Teile des Kaukasus und Nordost-Anatoliens umfassen sollte. Zudem wurde die Möglichkeit eines kurdischen Staates eröffnet. Der Vertrag von Lausanne negierte diese Zusagen, stattdessen entstand in seiner Folge der türkische Nationalstaat (S. 105–109). Kieser zeigt auf, wie türkisch-nationalistische Ideologeme eine Schlüsselrolle für diese Entwicklung einnahmen. Besonders erkenntnisreich ist hierbei die Herausarbeitung von Kontinuitäten zwischen dem jungtürkischen Komitee für Einheit und Fortschritt (CUP) und Vertretern der Regierung Ankaras während der Gründung der Republik. Ein prominenter, auch in der Lausanner Delegation präsenter Akteur, den Kieser in diesem Zusammenhang vertieft behandelt, ist der Politiker und Schriftsteller Riza Nur (S. 66–82).

Im dritten Abschnitt geht der Autor auf den Konferenzverlauf selbst ein und beleuchtet die Dynamik zwischen der türkischen Delegation und den westlichen Mächten. Während die türkische Seite anstrehte, ihre territorialen Gewinne in Anatolien in eine international anerkannte Staatlichkeit zu überführen, waren die westlichen Mächte daran interessiert, «die Türkei von Sowjetrussland und dem Panislamismus zu trennen» (S. 135). Kieser zeigt auf, wie diese Voraussetzungen eine Verhandlungsdynamik in Gang setzten, in der eine neue Realpolitik etabliert wurde. Damit eröffneten die Verhandlungen letztlich auch Raum für faschistisches Gedankengut, etwa innerhalb der anwesenden ehemaligen CUP-Kader, aber auch durch die Anwesenheit Mussolinis (S. 140–151).

Darauf aufbauend, wird im vierten Teil auf die politische Entwicklung der Türkei nach dem Abschluss des Vertrags von Lausanne eingegangen. Kieser argumentiert, dass unter anderem wegen des Lausanner Vertrags ein autoritärer Einparteistaat in der Türkei entstehen konnte, der auch für andere Staaten als «Modell» diente (S. 237). Der Autor schlussfolgert, dass der damit einhergehende fehlende demokratische Gesellschaftsvertrag weitere gesellschaftliche Konflikte und staatliche Gewalt zur Folge hatte, etwa beim kurdischen Dersim-Aufstand von 1937–1938 (S. 275–280).

Das Schlusskapitel nimmt eine historische Einordnung des Vertrags von Lausanne durch die Linse des Demokratie-Konzepts vor, indem er seine ethische Logik hinterfragt: «Was sich somit in Lausanne paradigmatisch durchsetzte, war die Anwendung von Gewalt und Zwang für revisionistische Ziele und eine modernistische Diktatur. Dieses anti-demokratische Ergebnis resultierte sowohl aus der entschlossenen Agenda Ankaras als auch aus der dem Frieden von Paris-Genf innewohnenden westlich-imperialistischen Voreingenommenheit» (S. 293). Es ist ein grosses Verdienst Kiesers, den Schwerpunkt des Buches auf eine kritische Rückschau des Vertrags von Lausanne zu legen und Lehren für mögliche Formulierungen demokratischer Gesellschaftsverträge in der Türkei und anderswo zu ziehen. Ein kritischer Vermerk betrifft die Verwendung des Konzepts der De-

mokratie. Dieses hätte detaillierter behandelt werden können, etwa hinsichtlich des internationalen Demokratiediskurses zur Zeit des Lausanner-Vertrags. So stellt sich hierbei auch die Frage, inwieweit es überhaupt unüblich war, dass demokratisch regierte, imperiale Mächte Realpolitik betrieben haben und damit zusammenhängend, inwieweit es möglich ist, «imperiale und humanitäre Ziele miteinander in Einklang zu bringen» (S. 122). Insgesamt ist Kiesers Werk von zentraler Bedeutung und eine unverzichtbare Studie für Interessierte sowie Forschende zur modernen Zeitgeschichte der Türkei und Europas.

Ali Sonay, Bern

Christian Ruch, Graubünden und der Zweite Weltkrieg. Alltag im Ausnahmezustand, Zürich: Hier und Jetzt, 2023, 571 Seiten, 13 Abbildungen.

Christian Ruch legt eine Studie vor, die auf den Kanton Graubünden während des Zweiten Weltkriegs fokussiert. Er behandelt dabei ausgewählte Themen «in denen die Menschen in Graubünden ganz direkt mit den Auswirkungen des Krieges konfrontiert wurden und darüber kommunizierten» (S. 9). Neben bündnerischen Zeitungen zitiert er als Kommunizierende Politiker und Beamte, bekannte Persönlichkeiten des Kulturlebens und vereinzelt auch Privatpersonen mit publizierten Erinnerungsschriften. Bei den von ihm behandelten Themen interessiert den Autor in der Regel die Reaktion auf ein bestimmtes Ereignis (z. B. die «Flüchtlingswellen, die Graubünden erreichten»), auf Entwicklungen (Kriegsverlauf) oder die «Funktionssysteme Politik und Medien». Ruch legt damit eine Fülle von Informationen und Einzelerzählungen zu jedem der Kriegsjahre (S. 23–112), zum Luftkrieg (S. 113–148), zum Wissen über den Holocaust (S. 149–173), zu den Flüchtlingen (S. 175–332), zu den Rationierungsmassnahmen und der «Anbauschlacht» (S. 333–399), zur Zensur (S. 401–444), zu Abwehrmassnahmen (S. 445–494), zu den «vermeintlichen Anpasser[n]» (S. 495–516) und schliesslich zum «Krieg der Presse, Pfarrer und Parteien» vor, bevor er das Buch mit Schlussbetrachtungen (S. 536–545) abschliesst.

Bei den meisten Themen, die in einem gesamtschweizerischen Kontext diskutiert und politisch verhandelt wurden, stellt er dar, welche Meinungen und Beiträge von Bündner Stimmen geäussert wurden oder in welcher Weise über Bündner, und seltener Bündnerinnen, oder Fremde berichtet wurde, welche Gerüchte und stereotype Annahmen kursierten, wie Kriegsparteien favorisiert und die Position der Schweiz verhandelt wurde. Damit kommen Vorfälle und Diskussionen in den Blick, mit denen weniger das Alltagsleben erzählt wird, sondern die vielmehr mit der besonderen Situation der Kriegsjahre zusammenhängen.

Insbesondere bei den Abschnitten über die Präsenz von ausländischen Personen liefert er zudem eine Fülle von Einblicken in lokale Probleme und Anstrengungen zur Abwehr, zur Kontrolle und zur Betreuung von Flüchtlingen und Internierten sowie zu vielfältigen Haltungen gegenüber den Fremden in der Bevölkerung. Er vermittelt damit einen Einblick in eine spezifische Grenzregion, die gekennzeichnet war von der traditionellen Präsenz von Fremden in Kurorten wie Davos und Arosa sowie der doppelten Grenzsituation mit den benachbarten deutsch- und italienischsprachigen Ländern. Im Kapitel zum Mehranbau werden die Konflikte deutlich, die insbesondere in den Viehzuchtregionen der Berglandwirtschaft mit der Ausdehnung der bepflanzten Flächen und der Umnutzung des Bodens für den pflanzlichen Anbau aufbrachen. Hier wird der Autor dem Untertitel

seines Buches «Alltag im Ausnahmezustand» am ehesten gerecht, indem die alltäglichen Probleme und Belastungen von Teilen der bündnerischen Bevölkerung aufscheinen.

Allerdings versäumt es der Autor, seinen Materialkorporus näher zu definieren. Die Durchsicht des Quellen- und Literaturverzeichnisses macht deutlich, dass die bündnerischen Presseerzeugnisse, insbesondere die Zeitungen, zentrale Quellen sind. Ausserdem berücksichtigte er Materialien im Bundesarchiv und im Staatsarchiv Graubünden. Eine Systematik bei den erfassten Materialien lässt sich leider nicht erkennen. Dieser Befund lässt eine gewisse Zufälligkeit oder aber das Ergebnis eines induktiven Vorgehens vermuten. Induktiv im Sinne, dass der Autor seine Untersuchung möglicherweise bei einer Durchsicht der Presse begann, woraus er diejenigen Themen bestimmte, für die das Material ergiebig schien. Da Ruch aber weder seine Vorgehensweise noch das Material diskutiert, bleibt die Grundlage seiner Arbeit diffus. Dem Autor gelingt es zudem nicht, eine Konzeption für seine Erzählungen vorzulegen, die den Gesamtgegenstand seiner Arbeit verdeutlichen würde: Wenn der Titel «Graubünden und der Zweite Weltkrieg» erwarten lässt, dass es darum geht, ein Bild des Kantons in den Kriegsjahren zu entwerfen, erstau-nen nicht nur die relativ umfangreichen Passagen zu gesamtschweizerischen Regelungen (etwa die Kategorisierung von Fremden, Erläuterungen zum Zensurwesen u. a. m.), die teilweise auch noch mit Zitaten ausgeschmückt werden. Befremdlich wirkt es dann auch, wenn das Schicksal oder die Positionierungen einzelner Bündner, die aber nicht im Kanton leben, mitverhandelt werden, ohne dass deutlich wird, in welchem Bezug dies zum Geschehen im Kanton steht. Zum Forschungsstand zum Kanton in den Kriegsjahren und zu den dabei behandelten Themen erfahren wir nichts. Die Herkunft und Begründung der Deutungen Ruchs sind, wenn sie sich nicht unmittelbar auf eine zitierte Quelle beziehen, meist nicht transparent. Namentlich eingeführte Personen und Institutionen werden häufig mangelhaft situiert. So erfährt man zum Beispiel erst gegen Schluss des Buches, dass der prominent verhandelte Gaudenz Canova Sozialdemokrat war. Die Zeitungen werden erst im letzten Kapitel vorgestellt und parteipolitisch situiert. Beides erschwert die Orientierung erheblich.

Die Bewertung von Ruchs Studie fällt ambivalent aus. Die genannten Mängel erschweren die Lektüre und hinterlassen öfters den Eindruck, man habe den erzählten Ge-genstand ungenügend vermittelt erhalten. Gleichzeitig ist die Studie ein Reservoir von In-formationen, interessanten Geschichten und thematisiert vieles, was man im Anschluss mit Interesse vertiefen wird. Die Lektüre macht zudem darauf aufmerksam, dass in einer gesamtschweizerischen Erzählung viel gründlicher zu berücksichtigen wäre, dass die häu-fig zitierte Vielfalt von Lebenszusammenhängen in den schweizerischen Regionen von Belang ist.

Béatrice Ziegler, Bern

Patricia Hongler, *Den Süden erzählen. Berichte aus dem kolonialen Archiv der OECD*, Zürich: Chronos, 2019, 288 Seiten.

Patricia Honglers Monografie liefert einen Überblick der prägenden Debatten in der *Organisation for European Economic Cooperation* (OEEC) und ihrer Nachfolgeorganisa-tion, der *Organisation for Economic Cooperation and Development* (OECD) von den An-fangsjahren ab 1948 bis Mitte der 1970er-Jahre. Der Fokus auf die Veränderungen der Position der Organisationen gegenüber der wirtschaftlichen Entwicklung des Globalen Südens ist das Leithema der Monografie und steht daher in der Mehrzahl der insgesamt neun Kapitel im Vordergrund. Das Buch basiert auf Honglers Promotionsprojekt im vom

Schweizerischen Nationalfonds finanzierten und von Daniel Speich Chassé geleiteten Projekt *Macroeconomic Expertise and International Organization. Generalized knowledge in European-African relations 1940s–1960s*.

Entsprechend ist die Schrift von Speich Chassés Forschungsansatz geprägt, indem sie in der historischen Rekonstruktion der Produktion von statistischem Wissen und Fakten über den Global Süden dem Paradigma der *Science and Technology Studies* (STS) folgt. Honglers Interpretation der Materialien aus den kolonialen Archiven der OECD verfolgt das Ziel, die Genese der Organisation hin zu einer faktenproduzierenden und damit politische Neutralität suggerierenden Institution aufzuzeigen. Dabei kombiniert sie geschickt die Quellen aus der OECD mit korrespondierendem Archivmaterial, unter anderem aus Grossbritannien, Frankreich und der Schweiz. Als Schlüsselzitat fungiert in Honglers Analyse der Satz von Bruno Latour und Steve Wolgar aus dem Jahr 1986: «The result of the construction of a fact is that it appears to be unconstructed by anyone» (S. 214).

Das Buch führt diese langfristige Entwicklung innerhalb der OECD schlüssig vor Augen. Die ersten Kapitel beschreiben, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, damit sich die OEEC in den 1940er- und 1950er-Jahren aus einer Staatengruppe mit äußerst unterschiedlichen staatswirtschaftlichen Situationen formieren und standardisierte Statistiken zur Wirtschaftsleistung des Global Südens produzieren konnte. Beispielhaft zeichnet Hongler einerseits die Widerstände im britischen *Colonial Office* gegen die Standardisierung statistischer Erhebungen in den britischen Kolonialgebieten nach. Andererseits referiert sie die Debatten um den Status Portugals, das innerhalb der OEEC als Entwicklungsland galt und zugleich als Kolonialmacht eine Verpflichtung zur Entwicklung seiner Kolonien zugewiesen bekam.

Während nach dem Zweiten Weltkrieg die Kolonien als Absatzmärkte und Produktionsstätten für den Weltmarkt dazu beitragen sollten, das Aussenhandelsdefizit der europäischen Staaten gegenüber den USA auszugleichen, rückten sie in den 1950er- und 1960er-Jahren ins Zentrum der Auseinandersetzungen des Kalten Krieges. Hongler verdeutlicht, dass die Dekolonialisierung in Afrika und Asien insbesondere ab 1960, als knapp binnen zwei Jahren aus Kolonialgebieten knapp zwei Dutzend unabhängige Staaten wurden, auch für die Geschichte der OECD einen Wendepunkt darstellte. Einerseits ging die OECD 1961 aus der OEEC hervor. Andererseits reagierte sie auf die wachsende Zahl postkolonialer Staaten auch mit der Eingliederung eines *Development Assistance Committee* (DAC) aus der bis dahin als Nebenprojekt der OEEC laufenden *Development Assistance Group*. Unterkapitel 4.5 nimmt das DAC als einen exklusiven «Klub der Reichen» in den Blick (S. 104), das aber möglichst «aus dem Blick der Öffentlichkeit» (S. 106) gehalten werden sollte. Allerdings stand diesem Vorhaben von Anfang an die zumindest skeptische, meist ablehnende Haltung postkolonialer Staaten zum DAC im Wege. So läutete Tito in seiner Rede vor der UN-Vollversammlung im Jahr 1960 nicht nur den Zusammenschluss Jugoslawiens mit den Blockfreien Staaten ein, sondern nahm auch das DAC und die OECD aufs Korn.

Kapitel 5 schildert detailreich, wie das DAC beim Verfassen der alljährlichen Berichte der OECD zum Stand der von den Mitgliedsstaaten geleisteten Entwicklungshilfe ton-angebend war. Zudem versuchte das Komitee, sich als neutrale Stimme der sogenannten freien Welt zu präsentieren (S. 120). Die Autorin führt die faschistische Diktatur Portugals als besonderen Stolperstein auf dem Weg zu einer solchen Vermarktung an. Spätestens in Kapitel 5.2 stellt sich deshalb für geneigte Leser:innen die Frage, inwieweit ein

kritischer Blick auf das weltweite Massenmorden der Staaten der selbsternannten freien Welt in Algerien, Indonesien, Kenia, Vietnam und andernorts deutlichere Widersprüche oder gar Absurditäten in der Propagandaarbeit des DAC und der OECD zu Tage bringen könnte. Zwar benennt Unterkapitel 5.3 die weltweite Kritik an der vorsätzlichen Ignoranz der jährlichen *OECD Aid Reviews* beispielsweise gegenüber den Folgen der umkämpften Unabhängigkeit von Staaten wie Algerien und der Kubakrise von 1962. Dies vollzieht sich aber im Rahmen einer kritischen Analyse der «autoritativen Langeweile» (S. 137), welche die *Aid Reviews* aufgrund des Anspruchs auf Neutralität hatten. Interessant wäre beispielsweise auch im Sinne einer dekolonialen Perspektive, die Biografien von Mitarbeiter:innen des *Aid Review* kritisch zu evaluieren. Waren einige von ihnen in anderen Funktionen am antikommunistischen westlichen Massenmorden beteiligt? Die auch geschichtswissenschaftlich gut aufgearbeitete Biografie des früheren US-Verteidigungsministers Robert McNamara, der erst die Kubakrise und den Vietnamkrieg mitverantwortete, um dann als Präsident der Weltbank zu reüssieren und Entwicklungspolitik zu propagieren, ist ein prägendes Beispiel für die Durchlässigkeit politischer Ämter im Kalten Krieg und für die Janusköpfigkeit des kapitalistischen Wirtschaftsentwicklungsversprechens.

Diese wirkmächtigen Widersprüche der unbedingten Aufrechterhaltung des kapitalistischen Weltsystems während des Kalten Krieges, die das Leben von Abermillionen Menschen durch Ermordung, Hunger und Überausbeutung zerstörte, und den Interessen weiter Teile der Weltbevölkerung, treten auch in den Kapiteln 6, 7 und 8 zutage. Die Autorin stellt kenntnisreich die Forderungen der UNCTAD nach einer Umstrukturierung weltweiter Handelspraktiken zugrunde liegenden, wirtschaftswissenschaftlichen Berechnungen des Generalsekretärs der *United Nations Conference on Trade and Development* (UNCTAD) Raúl Prebisch dar (S. 145f.). Auch die Analyse des Beharrens der OECD-Staaten auf vermeintlicher Sachlichkeit und dessen Münden in die ab den 1960er-Jahren weltweit verbreitete Vorgabe eines Entwicklungshilfeatals von einem Prozent des Brutto-sozialproduktes in den kapitalistischen Industrienationen ist überzeugend, weil sie für eine breite Leser:innenschaft nachvollziehbar ist. So bietet Kapitel 8 einen beeindruckenden Überblick über die Genese statistischer Berechnungen ab den 1950er Jahren. Zudem liefert Kapitel 7 eine schlüssige Analyse dazu, wie die OECD-Staaten drohende Hungerkatastrophen als moralische Herausforderung aufbauten, um den als bedrohlich empfundenen Forderungen der in der UNCTAD führenden postkolonialen und blockfreien Staaten entgegenzusetzen, weil sie dem Westen «einen sicheren Handlungsräum» und der OECD eine «klare, legitime und aktive Rolle» eröffneten.

Aus Sicht des Rezessenten führt die Autorin in diesen Kapiteln die Analyse allerdings zu nahe an den in den Archiven vorgefundenen Materialien. Beispielsweise eröffnet der OECD-Archivbestand zur prognostizierten Krise der weltweiten Nahrungsmittelversorgung nicht nur den in Kapitel 8 (ab S. 184) vollzogenen Rekurs auf die Arbeit der *Food and Agriculture Organization* (FAO) in der UN, sondern auch die Möglichkeit, ausgehend von dem Vergleich der statistischen Arbeit der beiden Organisationen auf die Macht multinationaler Konzerne und Banken in der FAO und deren Auswirkungen auf die Hungersnöte der 1970er-Jahre einzugehen, die beispielsweise in den Arbeiten von Christian Gerlach eindrücklich herausgearbeitet wurden.

Eine derartige Ausweitung der Kampfzone mit dem immer schon von den Archivar:innen und den Verschlussklauseln internationaler Organisationen begrenzten Quellenmaterial eröffnet nämlich auch eine kritische Auseinandersetzung mit der Perspektive der aus dem Kalten Krieg hervorgegangenen und bis in die 2010er-Jahre wirkmächtigen Sci-

ence and Technologie Studies. Der Historiker Philip Mirowski hat in jüngeren Jahren mit einer kritischen Aufarbeitung dieser Theorieschule begonnen, zu der auch die Arbeiten von Bruno Latour gehören. Über Latour hinausgehend, der nach den Wahlerfolgen Donald Trumps und anderer Demagog:innen die Auseinandersetzung über das Scheitern der Postmoderne verweigerte, scheut sich Hongler nicht, und bezieht im Epilog (S. 229 f.) mutig und beeindruckend Stellung zur brisanten Frage der «Sachlichkeit im postfiktischen Zeitalter». Überzeugend insistiert sie auf der Bedeutung einer kritischen Geschichtswissenschaft, die aus der Sicht der Gegenwart «eigene, aber keineswegs beliebige Erzählungen» schafft. In den Jahren nach dem STS-Boom wird es für die kritische Ideengeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft zentral sein, Fragen nach Macht in der Konstruktion von Fakten (wer konstruiert mit welchem Interesse und aus welcher Machtposition?) und nach Wirkungsmacht der einmal konstruierten Fakten (wer leidet oder stirbt gar aufgrund der «Fakten»?) ebenfalls in den Blick zu nehmen und somit Verantwortung für weltpolitische Veränderungen zuzuschreiben.

Auf dem Weg zu dieser neuen Perspektive ist die Lektüre von Patricia Honglers Buch sehr zu empfehlen. Denn *Den Süden erzählen* überzeugt wie andere jüngst an Schweizer Universitäten entstandene Arbeiten zu internationalen Organisationen mit äußerst kenntnisreichen Zusammenfassungen und Analysen, einer internationalen Ausrichtung der Archivforschung und ist zudem wirklich gut geschrieben und damit einer breiten Leser:innenschaft zugänglich.

Patrick Neveling, Bournemouth

Peter-Paul Bänziger, Michael Herzig, Christian Koller, Jean-Félix Savary, Frank Zobel, **Die Schweiz auf Drogen. Szenen, Politik und Suchthilfe, 1965–2022**, Zürich: Chronos, 2022, 383 Seiten, 35 s/w. Abbildungen, 50 Farabbildungen.

Illegalisierte Drogen (wie Cannabis, Kokain, Heroin, Ecstasy) sind mehr als ein Zeitvertreib randständiger Freaks oder Hassobjekt zorniger Moralisten. Vielmehr eignen sie sich hervorragend für kulturell informierte gesellschaftsgeschichtliche Studien. Welche Normen, Werte und Erwartungen Politik, Medien, Medizin, Polizei und Justiz, Expert:innen, aber auch Konsument:innen mit illegalisierten Drogen verbinden, sagt viel aus über sozial-kulturelle Ordnungsvorstellungen, Feindbilder und Ängste sowie deren Wandlungen. Das hier zu besprechende Buch zeigt Erkenntnispotentialle solcher Analysen, wobei der Begriff «Drogenkonsum» eine differenziertere Analyse ermöglicht als die umstrittenen Begriffe Abhängigkeit oder Sucht. Die Darstellung beginnt vor 1968, reicht bis in die 2020er-Jahre und untersucht die gesamte Schweiz, wenn auch konzentriert auf Grossstädte als Zentren des Drogenkonsums sowie der politisch-medialen Aufmerksamkeit. Zudem findet sich hier eine breite Quellengrundlage.

Nach einer Einführung über die Zeit bis 1965 folgen vier chronologische Hauptkapitel. Die ersten drei bieten eine schlüssige Einteilung von Drogenkonsum, Drogenhandel und Drogenpolitik in drei überlappende Phasen: Teil 1 «Produktion eines Problems, 1965–1975»); Teil 2 «Eskalation und Lösungsansätze, 1975–1985»; Teil 3 «Offene Drogenszenen», Grabenkämpfe und die Einführung der Schadensminderung, 1985–2000». Diese Kapitel haben eine dreiteilige Binnengliederung: Es gibt Ausführungen zu medialen und politischen Debatten (Christian Koller, Historiker), zu Drogenhandel und Alltag der Konsument:innen (Peter-Paul Bänziger, Historiker) sowie zu drogenpolitischen Debatten in Gassenarbeit, Wissenschaften und Polizei (Michael Herzig, soziale Arbeit und ehemaliger Drogenbeauftragter der Stadt Zürich). Das vierte Kapitel «Nach der vermeintlichen

Lösung. Die Drogenfrage im beginnenden 21. Jahrhundert» bietet einen stärker gegenwartsbezogenen, teils erfahrungsbasierten Bericht für die Zeit ab 2000, der einige zuvor angesprochene Themen wieder aufgreift. Autoren dieses Kapitels sind Jean-Félix Savary (Politikwissenschaftler und Direktor der Genfer Hochschule für Soziale Arbeit) sowie Frank Zobel (Vizedirektor und Co-Leiter der Forschungsabteilung von Sucht Schweiz).

Drogenkonsum und seine öffentliche Inszenierung wurden erst um die Mitte der 1960er-Jahre zu einem sozialen Problem. Zuvor waren es zumeist Angehörige medizinischer Berufe, die privat Drogen konsumierten. Neue Kleidungsstile, transnationale Beat- und Rockmusik sowie Protestbewegungen trugen den «gegenkulturellen Aufbruch» (S. 35) um die Mitte der 1960er-Jahre, der eng mit Drogenkonsum und den dazugehörigen «Szenen» verflochten war. Reisen nach Marokko, Afghanistan und Indien erweiterten den Erfahrungshorizont, beeinflussten aber auch die lokalen Anbaupraktiken durch vermehrte Nachfrage. Wie Peter-Paul Bänziger hervorhebt, galt für die ersten Drogenkonsument:innen: «Vieles musste überhaupt erst erprobt werden» (S. 51). Drogenpolitische Debatten trugen oft Spuren eines «Kulturkampfes» (S. 43) und waren durchzogen von kulturkonservativen Annahmen über moralischen Zerfall, vor allem ungebremster Sexualität. Wie Michael Herzig zutreffend betont, war besonders in den 1960/70er Jahren mit Blick auf Drogen eine «fachliche Aussage ... immer auch eine politische» (S. 82).

In den frühen 1970ern wurden Drogenprobleme zwar interdisziplinär (zumeist unter Männern) diskutiert. Jedoch blieb die Definitionsmacht bei der Medizin, vor allem in der Psychiatrie. Den eugenischen und rasseygienischen Kategorien des Suchtkonzepts zufolge gefährdeten die «süchtigen» Drogenkonsument:innen die Gesellschaft und waren für die Lösung ihres Drogenproblems selbst verantwortlich. Aufklärung, (zwangswise) Erziehung zu Abstinenz und Abkopplung von der Szene galten als wichtige Lösungsansätze. Auch Repression gehörte zur Prävention. Bei der Therapie ging es darum, ob der Entzug durch Medikamente abgemildert werden solle oder nicht. Anders als beim Alkoholschien verantwortungsvoller Genuss kaum denkbar.

Insgesamt gesehen wird auch im zweiten Teil für die Schweiz gezeigt, was von geschichtswissenschaftlichen Studien zum Drogenkonsum in den 1970/80er-Jahren in europäischen Städten wie Berlin, Hamburg und London herausgearbeitet wurde. Mitte der 1970er-Jahre stieg die Nachfrage nach Drogen, der Handel wurde zu einem lukrativen, wenn auch sehr risikobehafteten Geschäft. Die starke Repression liess die Preise steigen. Gleichzeitig wurden die Drogenproduktion und die Drogenverteilung immer globaler. Die Zahl der Konsumierenden (vor allem Heroin) nahm zu. Auch gehörten mehr und mehr Konsument:innen zu sozial benachteiligten Schichten. Der Junkie-Typ verkörperte im wahrsten Wortsinn die Probleme der Szene und zeigte zugleich die zerstörerischen Potentiale der Konsumgesellschaft.

In der Schweiz der frühen 1980er-Jahre waren Heroin- und Amphetaminkonsum, anders als in Deutschland oder England, verknüpft mit sozialen Bewegungen von Jugendlichen zum Thema autonome Jugendzentren. Vor allem in Zürich dominierte dieser Konflikt. Neu sind die Erkenntnisse zum Verhältnis zwischen Selbsthilfeorganisationen sowie medizinischen und staatlichen Stellen, denn es gab viele Vorwürfe der Unprofessionalität an die Selbsthilfegruppen. Letztere wandelten sich bis Mitte der 1980er-Jahre nicht selten in Richtung totalitärer Institutionen, in denen Gemeinschaft Ziel und Drohung zugleich war.

Wie Teil 3 für die Zeit von Mitte der 1980er bis Mitte der 1990er zeigt, bündelten die offenen Drogenszenen in Zürich und Bern die Hauptprobleme der damaligen Dro-

genpolitik. Die Zahl der Drogentoten in der Schweiz stieg massiv an, von 118 (1985) auf 420 (1991). Eine Lösung musste dringend gefunden werden, obwohl Polizei und Sozialarbeit sich ähnlich unversöhnlich und konzeptlos gegenüberstanden wie die politischen Parteien. Was in Grossstädten zuvor diskutiert und phasenweise auch umgesetzt worden war, wurde seitdem allmählich zu Kernelementen einer neuen Drogenpolitik. Gerahmt von Volksabstimmungen und weiterhin heftigen Kontroversen wurde das Viersäulenmodell (Prävention, Repression, Überlebenshilfe und Therapie, S. 248) breiter institutionalisiert. Polizei, Sozialarbeit und Medizin arbeiteten nun oft auch zusammen. Konkret führte dies zur Ausgabe steriler Spritzen, zu heroin- und auch methadonbasierten Behandlungen. Konsumräume wurden geschaffen und die Drogenqualität in den Szenen kontrolliert.

Fasst man die Argumente des Buchs zusammen und gewichtet sie, so trug gesellschaftlicher Druck massgeblich zur Änderung der Drogenpolitik bei. Erstens kam es zu einem breiten zivilgesellschaftlichen Engagement, verstärkt, so die Autoren des vierten Teils, von einer tiefen «gesundheitlichen und sozialen Krise» (S. 257). Beides führte dazu, dass die Fronten der (partei)politisch festgefahrenen Debatten aufbrachen. Gleichzeitig wurden Gassenarbeiter allmählich als Fachleute anerkannt. Zweitens steigerten AIDS/HIV und Hepatitis die Gesundheitsprobleme in den Drogenszenen. Drittens entwickelte sich vor allem durch Ecstasy ein Partykonsum, der relativ unproblematisch blieb, wodurch die Prohibition als zentraler drogenpolitischer Bezugspunkt infrage gestellt wurde.

Das Buch folgt keiner expliziten Fragestellung, gibt aber einen sehr guten Überblick über die verschiedenen städtischen wie regionalen schweizerischen Entwicklungen und Lernprozesse. Zwar werden der Drogenkonsum und der Umgang mit Drogenkonsument:innen bisweilen in internationale Kontext eingebettet, wünschenswert wäre es, den internationalen geschichtswissenschaftlichen Forschungsstand systematischer zu reflektieren und so die aufschlussreichen Ergebnisse transnational zu kontextualisieren. Zwei Serviceleistungen hätten die Lektürefreude noch erhöht: eine Zusammenfassung der Hauptergebnisse sowie ein Index zum schnellen Auffinden von Informationen. Aber auch ohne diese Punkte setzt das Buch einen Standard, an dem sich Gesamtdarstellungen zu anderen Ländern messen lassen müssen.

Klaus Weinhauer, Bielefeld